

Von Kollergang und Röhrenplatz



Tonindustrie in Duingen



Eine Ausstellung im Töpfermuseum Duingen

Inhalt:

	Seite
Die Tonröhrenfabrik Knolle und Co.	3
Gebrüder Muhle in Ummeln	8
Die Norddeutschen Steinzeugwerke	10
Die Gewerkschaft	25
Andere industrielle Keramikbetriebe	28

1. Auflage 300 Expl. © 2009 Töpfermuseum Duingen

Texte: Stephanie Link
Layout: Stephanie Link und Helmut Adam
Druck: Gemeindebriefdruckerei

Titelbild:

*Zum Andenken an meine zweijährige Dienstzeit bei den
„Norddeutschen Steinzeugwerken“ vom 4.2.1926 – 4.2.1928 Duingen,
Fritz Siever*

*1 Fritz Siever („Putzer“) 2 Albert Schaper 3 Hermann Stichnothe
4 Reichwald*

Letzte Umschlagseite:

Abriss der Knolleschen Fabrik im Jahr 1980



Diese Broschüre und auch die Ausstellung selbst erheben wie immer keinen Anspruch auf Vollständigkeit, wir würden uns aber über Ergänzungen und Berichtigungen freuen.

Unser Ziel ist, das Interesse des Lesers und Besuchers für die Geschichte Duingens zu wecken und eventuell sogar zu einer aktiven Mitarbeit in der Heimatgruppe zu motivieren.

Diese hat durch das Ordnen und Digitalisieren der neugewonnenen Daten und Dokumente ein neues Kapitel regionaler Geschichte erschlossen.

Die Tonröhrenfabrik Knolle & Co.

Die Heuersche Töpferei

Die Firma Knolle & Co. KG hervorgegangen entwickelte sich aus einer der bedeutendsten Töpfereien in Duingen, deren Wurzeln man bis in das Jahr 1686 zurückverfolgen kann. Die Töpferei Heuer war noch im 19. Jahrhundert die größte Töpferei in Duingen und befand sich in der Eckhardtstraße (heute Ärztehaus und Apotheke).

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatte die Familie Heuer zwei Söhne, von denen einer in Bunzlau an der Keramik-Fachschule ausgebildet wurde und später als Direktor eine Keramikfabrik in Westfalen leitete, während der andere die Töpferei in Duingen erbt.

Wilhelm Moritz Christian Louis Heuer übernahm die Töpferei seiner Eltern, zu einem Zeitpunkt als die handwerkliche Töpferei in Duingen wie auch anderswo zu Grunde ging. Diesem Niedergang begegnete er zielbewusst mit Erneuerungen in der eigenen Produktion. Die Kenntnisse dafür hatte er bei einer Reise nach Amerika im Jahre 1883 erworben. Während dieser Zeit führte seine Frau, Tochter des Töpfermeisters Lampe, den Betrieb in Duingen weiter.

Nach seiner Rückkehr erneuerte Christian Heuer Arbeitsräume und -techniken – z. B. wurden große Töpfe nun im Stehen gedreht. Außerdem baute er einen Brennofen, der anstelle einer einzigen nun acht Feuerungen hatte, und führte neue Formen und Glasuren ein. Der Betrieb prosperierte, und als Christian Heuer starb, übernahm seine Witwe wieder die Leitung, bis im Jahr 1910 der Sohn Christian Friedrich Wilhelm Heuer an ihre Stelle trat und den Betrieb auf eine industrielle Produktion umstellte. Dazu waren umfangreiche Erneuerungen notwendig wie zum Beispiel der Neubau des großen Schornsteins.

Hatte er ursprünglich beabsichtigt Fliesen herzustellen, ging er jedoch bald zur Produktion von Steinzeugröhren und Töpfen über.

Die Firma hieß nun Gebr. Heuer, Duinger Steinzeug- und Tonwarenfabrik, wurde aber im Sprachgebrauch weiterhin die Heuersche Töpferei genannt. Am 17.12.1913 wurde die Fabrik an den Hannoverischen Kaufmann Louis Steinberg verkauft, der die technische Leitung dem Diplomingenieur Kurt Werner übertrug. Man erweiterte das Werk nach und nach und pachtete Gebäude der ehemaligen Strauch'schen Töpferei (heute Waje Bruchstraße 8) hinzu, wo weiße Sanitärkeramik und Spülsteine hergestellt wurden. Diesen Fabrikationszweig lagerte man jedoch bald in ein Zweigwerk nach Lamspringe aus. Im Jahr 1928 gab es einen Brand, der so große Zerstörungen anrichtete, dass das Werk wieder ganz neu aufgebaut werden musste.

Im Zuge der Enteignungen jüdischen Eigentums während der NS-Zeit musste Steinberg die Firma nun „Duinger Steinzeug und Tonwarenfabrik G.m.b.H.“, abgeben, und am 1. Juni 1937 übernahm der Betriebsleiter Werner mit 51% Aktienmehrheit die Betriebsführung.

Er nannte die Firma „Duinger Steinzeug und Tonwarenfabrik jetzt Kurt Werner & Co., Duingen“. Schon am 2. Dezember 1938 wurde sie in Duinger Steinzeug und Tonwarenfabrik Knolle & Co., KG umbenannt.

Hermann Knolle war Werners Schwiegersohn und Besitzer eines Baugeschäfts in Wallensen. Nach dem frühen Tod Werners im Jahr 1946 übernahm er die Leitung der Fabrik. Am Röhrenplatz errichtete er 1948/49 ein Gebäude mit Lagerräumen, Büros und Wohnungen. Knolles Schwiegersohn Albrecht



Arbeiter vor dem Gebäude, 1927, Willi Kotensen, Heinrich Gniesmer, Karl Kempf, Christian Albrecht, August Fricke, Willi Bunnenberg, Christian Bunnenberg, Heinrich Glenewinkel, Willi Spenger



Gummert arbeitete schon zu Lebzeiten Knolles mit in der Firma und leitete sie nach dessen Ableben bis zum Schluss.

Das Werksgelände

Manfred Bonisch, der als Kind direkt neben der Fabrik wohnte, schreibt in seinen Erinnerungen:

*„Die Fabrik lag zwischen uns und dem Kirchengrundstück. Es gab einen ungefähr zwei Meter breiten Gang, der uns von der Fabrik trennte. Die Fabrik war aus grauen Natursteinen gebaut. Die Haupteinfahrt zur Eckhardtstraße, wo Ton und Kohle angeliefert wurden, hatte zwei große Holztüren die meistens offen standen, so dass man beim Vorbeigehen in den Vorraum sehen konnte. Die Fabrik hatte natürlich auch einen hohen Schornstein....
Als Kinder haben wir öfters versucht durch die Fabrik zu laufen, aber die alten Gänge waren immer schlecht beleuchtet und man konnte sich schnell darin verirren.
Die Öfen erzeugten eine große Hitze im Gebäude, so dass die Arbeiter oft draußen saßen. Wir Kinder wurden manchmal zu Stichnothe geschickt, um Bier für die Arbeiter zu holen, die so die besten Kunden des Getränkehändlers wurden. Ich nehme an, dass die trockene Luft der heißen Öfen dazu beigetragen hat.
Rechts neben der Einfahrt, und gleich nebenan von uns, war ein kleinerer Eingang, der an der Innenwand ganz nach hinten zu den Öfen führte. Von unserer Hofseite gab es zwei Fabrikfenster, die den Gang ein wenig beleuchteten und uns die Gelegenheit gaben hinein zu schauen. Leider konnte man aber nicht viel sehen, denn die Fenster waren vom Sud und Staub verschmutzt.
Der Gang wurde benutzt um die fertigen Röhren herauszutragen, die dann auf einen Anhänger gestapelt wurden. Arbeiter trugen jedes Rohr einzeln auf der Schulter und lehnten es dann gegen die Kante des Anhängers, wo es der Stapler abnahm. Dieses Geräusch vom Laden der Wagen hat uns morgens schon früh aufgeweckt und ist mir immer noch in Erinnerung.“*

(Übersetzung aus dem Englischen von Stephanie Link)

Die Produkte

Vor und nach dem 2. Weltkrieg wurden Töpfe aus Röhren gepresst. Für die Böden schnitt man die Röhre längs auf und bog sie flach auseinander. So erhielt man eine Fläche, aus der runde Böden ausgeschnitten werden konnten, die dann an die Rohrstücke angepresst und mit Ton verstrichen wurden. An der Schwungscheibe wurden sie überarbeitet und mit Hilfe einer Schablone ein Rand ge-



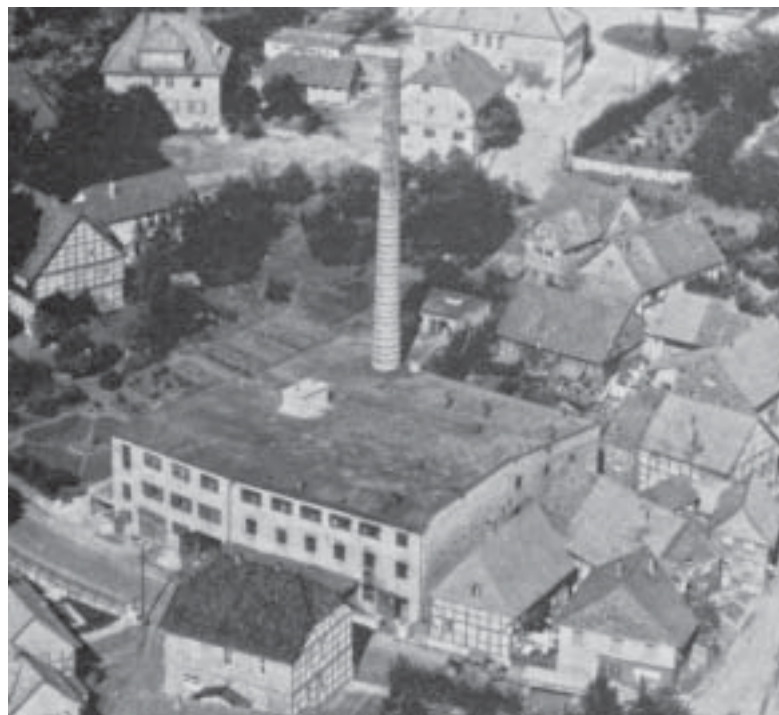
Belegschaft der Duinger Steinzeug und Tonwarenfabrik Steinberg (1910)

formt. Diese Töpfe wurden salzglasiert; es gab sie mit Inhalten von 5 bis ca. 40 Litern.

Nach dem Krieg, als die Nachfrage nach Geschirr groß war, drehte Karl-Heinz Erfurth eine Zeitlang Milchtöpfe, die mit Lehmglasuren überzogen wurden.

In den 60er Jahren wurden nur noch Kanalisationsrohre mit den dazugehörigen Abzweigen und Bögen produziert. Es gab sie mit Durchmessern von 10 cm, 12 cm, 15 cm und 20 cm. Die Länge war jeweils 1 m.

Kurz vor der Schließung der Fabrik versuchte man auch Kaminrohre, Schornsteinrohre aus Schamotte, Plewarohre genannt, zu vermarkten, hatte aber wenig Erfolg damit.



Luftbild der Fabrik aus den 50er Jahren



Produktionsablauf

Die Tongrube der Fabrik lag im Duinger Wald im Bereich der heutigen Tongrube Waje. Den abgebauten Ton ließ man am Waldrand beim alten Sportplatzes ablagern. Vor dem Krieg brachte der Fuhrmann Schütte den Ton noch mehrmals täglich mit dem Pferdewagen zur Fabrik.

In der Grube arbeiteten 2-3 Männer, unter anderen Heiner Glenewinkel und Helmut Basse. Nach dem Krieg wurde der Oberton, der für die Produktion nicht zu gebrauchen war, mit einer Raupe abgeschoben. Den guten Unterton verlud man auf LKW und brachte ihn in die Fabrik, wo er fein gemahlen und mit Sand oder Schamotte versetzt wurde. Die Schamotte wurde aus Ausschuss gemacht. Dafür gab es eine Mühle, in der die Bruchstücke vermahlen wurden.

Die verarbeitungsfertigen Tonklumpen hob dann ein Elevators auf den Formerboden, wo schon ein Mann stand, der sie in die Röhrenpresse warf. An so einer Presse arbeiteten jeweils 5 Personen. Einer warf von oben den Ton ein, ein weiterer nahm das Rohr heraus das mit der Muffe voran fertig aus der Presse kam, und schnitt es mit einem Drahtbügel ab. Er legte es, damit es die Form behält in eine Krippe, wo er mit einem speziellen Werkzeug am schmalen Ende Regulierrippen für die Dichtung anbrachte. Drei weitere Männer waren damit beschäftigt die frischen Rohre auf den Trockenboden zu fahren, der über den Öfen lag. Dort mussten die sie jeden Tag gedreht werden um ein Verziehen zu verhindern. Nach ein bis anderthalb Wochen waren sie trocken genug, um gebrannt zu werden.

Später schaffte man eine weitere, nun bereits halbautomatische Presse an, für die am hinteren Ende der Fabrik angebaut werden musste. Die Presse wurde von dem Baustoffhändler Klöckner geleast und die Raten wurden mit Lieferungen von Steinzeugrohren beglichen.

Die Öfen wurden mit Steinkohle beheizt. Alle 2 bis 3 Wochen wurde per Eisenbahn ein Waggon aus Hamm geliefert. Am Bahnhof schaufelten Arbeiter die Kohle per Hand (in späterer Zeit gab es dafür ein Förderband) auf Lkws, die zur Fabrik fuhren. Zum Anfeuern benötigte man Braunkohle, die aus der Fabrik Humboldt in Wallensen kam.

In der Nachkriegszeit machten sich manche der Kohlefahrer einen Spaß daraus, mit dem hochbeladenen LKW scharf in die Kurven zu gehen, so dass ein Schwung Kohlen auf der Straße landete, wo er dann von notleidenden Leuten schleunigst aufgesammelt wurde.

Da das Firmengelände sehr eng war, fuhr man mit dem LKW direkt rückwärts in die Fabrik, um die

Kohlen abzukippen. Dort konnten sie mit einem kleinen Lanz-Bulldog, der vorne eine Schaufel hatte, zu den Öfen transportiert werden.

Es gab zwei Öfen, von denen der kleinere 45 t und der größere 70 t Ware fasste.

Montags wurde der Ofen angesteckt und brannte dann die ganze Woche, bis er die Höchsttemperatur von 1200 °C erreicht hatte, was man mit Hilfe von Segerkegeln kontrollieren konnte. Bei höheren Temperaturen beginnt der Duinger Ton, Blasen zu bilden. Am Samstag wurde dann gesalzen. Dazu schaufelte man Kochsalz in die Feuerung und verschloss den Ofen danach. Dabei lässt das verdampfende Natrium die Oberfläche des Tons anschmelzen, so dass ein glasartiger harter und säurefester Überzug entsteht, die Salzglasur. Eine Woche lang



Arbeiter an der Röhrenpresse (vor 1931)

musste der Ofen danach abkühlen, bis man ihn öffnen konnte.

Hermann Seger hat 1886 in der Königlichen Porzellanmanufaktur Berlin Brennekegel aus keramischen Materialien entwickelt, die im Brand bei jeweils festgelegten Temperaturen schmelzen. Durch ein Schaurohr im Ofen kann während des Brandes von außen beobachtet werden, ob ein Kegel schon geschmolzen ist, und daran die Temperaturhöhe und deren Wirkung auf die keramische Ware im Ofen erkannt werden.



Die Rohre wurden mit der Hand ausgesetzt. Manchmal, wenn die Nachfrage groß war, mussten die Männer in die noch heißen Öfen. Dafür erhielten sie eine Hitzezulage: Ab 50 °C wurde eine 1 Stunde extra aufgeschrieben (das war damals 1,59 DM), ab 60 °C zwei Stunden. Selten musste sogar bei 70 °C ausgesetzt werden. Die Arbeiter zogen sich dazu nasse Säcke über den Kopf, fassten die heißen Rohre mit Handschuhen und trugen sie auf der Schulter vor die Fabrik. Dort wurden sie auf Anhänger geladen und dann zum Röhrenplatz am Bahnhof gefahren, wo sie von den Röhrenplatzarbeitern abgeladen und je nach Größe zu Stapeln geschichtet wurden: 120 er Rohre, 100 er und 20 er. Wenn die Kundschaft dann mit LKWs kam, wurden die Rohre wieder per Hand aufgeladen. Einen Gabelstapler setzte man erst in den letzten 2-3 Jahren vor Schließung der Fabrik ein. Dazu wurde der Lagerplatz geebnet und mit Splitt befahrbar gemacht, und die Steinzeugrohre wurden palettiert.

Wenn ein Ofen leer war, wurde er sauber gemacht und auf Schäden überprüft, die dann gleich von einem Betriebsmaurer ausgebessert wurden. Danach konnte man wieder neu Setzen.

Das Ofengewölbe musste immer gut in Stand gehalten werden, sonst konnte großer Schaden entstehen, wie zum Beispiel einmal, als während eines Brandes bei Vollfeuer das ganze Gewölbe zusammen brach.

Die Abnehmer

Die Abnehmer der fertigen Produkte waren Baustoffhändler der näheren Umgebung, z. B. Klöckner oder Butterbrodt aus Hildesheim, aber man lieferte auch nach Bremen.



Arbeiter in der Tongrube



Röhrenplatz am Bahnhof

Dabei wurde die wöchentliche Produktion von etwa 70 t unter den Kunden aufgeteilt, wobei vertraglich geregelt war, wieviel jeder Kunde bekam.

Soziale Einrichtungen

Für die Pausen hatten die Arbeiter einen Aufenthaltsraum mit Bierverkauf. Vor dem ersten Weltkrieg kam sogar der Frisör Siever noch in die Fabrik, um die Arbeiter während der Dienstzeit zu rasieren.

Anfang der 50 er Jahre baute die Firma ein Arbeiterhaus am Lagerplatz (dem heutigem Marktplatz), wo Firmenangehörige für 50 oder 30 Mark im Monat eine Wohnung mieten konnten. Für die Gastarbeiter, die seit den 60 er Jahren nach Duingen kamen - die ersten aus Italien - wurde ein Anbau an der Fabrikseite zur Kirche hin gemacht, wo es Schlafräume und Duschen gab.

Um 1920 waren mehr als 30 Brenner tätig. 1957 hatte Knolle 40 Arbeiter und 1 Angestellten, die sämtlich Gewerkschaftsmitglieder waren. Die Bezahlung der Arbeiter richtete sich in der Regel nach den Haustarifen der Norddeutschen Steinzeugwerke.

Persönlichkeiten

- * Albert (Bullus) Witte hatte nachts im November 1933 bei Schneetreiben eine rote Fahne auf dem Schornstein gehisst, die niemand herunter holen wollte.
- * Christian Albrecht war Meister bei Steinberg.
- * Karl-Heinz Erfurth fand 1946 in der Knolleschen Fabrik Arbeit, nachdem er von seiner Lehrzeit in Hameln und anschließenden Gesellentätigkeit bei Uhlemeyer in Hannover nach Duingen zurück kam.
- * Jürgen Riecke lernte bei ihm das Drehen, als er nach dem Krieg Praktikant bei Knolle war. Später beschäftigte man Riecke für ein Jahr, weil er sich in der Herstellung von Glasuren aus-



Umzugswagen , im Hintergrund Farbenhaus Balke (ca. 1965)

kannte. In der Folgezeit entwickelte dieser sich zu einem anerkannten Künstler.

In der Nachkriegszeit verdienten sich viele Töpfer etwas dazu, indem sie nach Feierabend Geschirr herstellten, das sie im Eichsfeld gegen Tabak tauschten.

Lamspringe

1935 hatte die Firma in Lamspringe die Porzellanfabrik aufgekauft um einen weiteren Produktionsstandort zu gründen. Etwa 15 – 20 Mitarbeiter wurden aus der vorigen Fabrik übernommen und stellten nun Kaminrohre her. Ende der 50 er Jahre wurden zwei neue Öfen, Pressen und Maschinen für die Tonaufbereitung eingebaut. Der Ton kam aus Duingen und dem Westerwald mit LKWs.

Leider war die Qualität der Ware nicht sehr gut, so dass es häufig Grund zu Reklamationen gab. Betriebsleiter in Lamspringe war vor dem 2. Weltkrieg Heinrich Becker aus Duingen und nach 1950 Hermann Ryfisch aus Frechen.

Das Ende

Im Jahr 1969 war die ganze Fabrik bereits sehr veraltet. Das Gebäude war zu klein, und der damalige Chef Gummert hatte von Bauer Warnebold Land im heutigen Gewerbegebiet gekauft, um ein neues Gebäude zu errichten. Diese Pläne wurden jedoch nicht mehr realisiert. Weil sich die Qualität des Tons verschlechtert hatte, gab es immer mehr Probleme mit der Produktion. Eisenhaltige Ausflüsse in Inneren der Röhren bildeten harte Pickel, die per Hand mit extra dazu angefertigten Stahlstößeln entfernt werden mussten. Ein weiteres Problem waren billigere Beton- und Kunststoffrohre, die schließlich die Steinzeugröhren verdrängten. Der Hauptgrund für die Schließung war aber, dass Gummert auch Besitzer eines Baugeschäfts in Wallensen war, das Pleite ging. Die Baustoffhändler, bei denen er Schulden hatte, bezahlten nun die Tonrohre nicht mehr, so

dass auch die Steinzeugfabrik zahlungsunfähig wurde. Die Produktion musste 1969 eingestellt werden. Die Firma konnte die letzten Löhne nicht mehr bezahlen, so dass der Betriebsrat die Gewerkschaft einschaltete. Werner Kachel, damaliger Geschäftsführer der IC Chemie – Papier – Keramik in Alfeld, besorgte sich zusammen mit Karl-Heinz Klump, Rechtsschutzsekretär des DGB, das Verfügungsrecht über eine große Menge Schornsteinrohre, die in dem Lamspringer Werk beschlagnahmt worden waren. Durch einen Verkauf dieser Rohre hätten die ausstehenden Löhne bezahlt werden können, aber es fanden sich keine Abnehmer, so dass die Rohre zuletzt zurückgegeben wurden.

Frau Gummert bemühte sich noch, die Beschäftigten bei anderen Unternehmen in der Nähe unter zu bringen, was auch bei vielen gelang.

Das Gebäude kaufte der Kaufmann Hinrichsmeyer. Er ließ im Mai 1980 den Schornstein abtragen, das Gebäude abreißen und an der Stelle einen Supermarkt bauen.

Nach Verlegung des Supermarktes an die Triftstrasse wurde das heutige Ärztehaus mit Apotheke daraus.

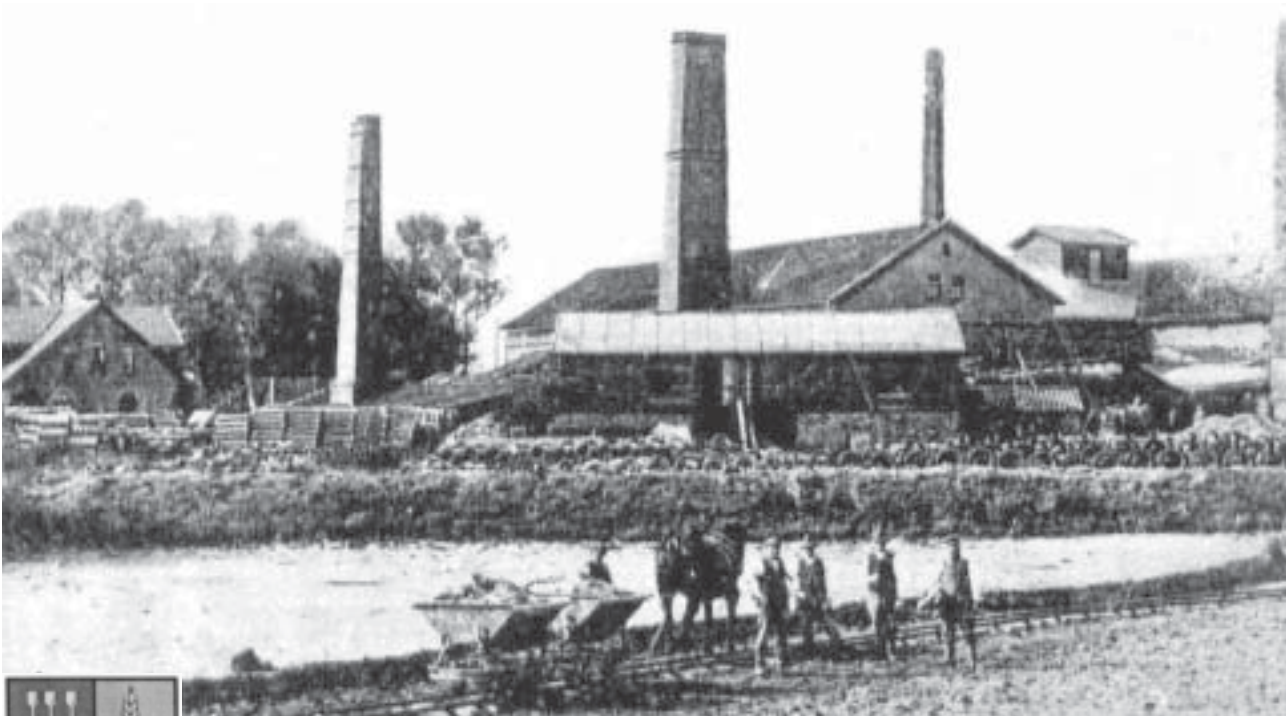


Vor der Fabrik (60 er Jahre)

Quellen:

Wilhelm Barner „Unsere Heimat“, Hildesheim Leipzig 1931, Samtgemeinde Lamspringe
Ludwig Böker „Die Köthner-Reihenstelle Nr. 21“
Manfred Bonisch „Children of our own war“ 2006
Author House, Bloomington
Susan Peterson „Handwerk und Kunst der Keramik“ 1992 London
Mündlich: Friedrich Becker, Wolfgang Degenhardt, K. H. Erfurth, Siegfried Görres,

Das Zweigwerk der Norddeutschen Steinzeugwerke in Ummeln



Das Steinzeugwerk in Ummeln

Bevor die Firma Muhle in Duingen tätig wurde, hatte sie in Ummeln bei Algermissen eine Tonröhrenfabrik errichtet.

Dort gab es bereits eine andere Tonfabrik, die Verblend- und Schamottsteine sowie ebenfalls Tonröhren herstellte, als die Brüder August Luis und Julius Muhle aus Bremen 1871/72 ihren Betrieb errichteten, auf einem Gelände das zwischen dem Ort Ummeln und der 1870 eröffneten Bahnlinie lag. Sie zahlten den Bauern bis zu 4.000 Mark pro Morgen für das Land, erhielten aber allen Bemühungen zum Trotz keinen eigenen Bahnanschluss.

Nach anfänglichen Misserfolgen im Brennverfahren entwickelte sich das Werk zu einem der bedeutendsten Tonwerke in Norddeutschland, was eine Zeitungsanzeige vom 5. Oktober 1874 illustriert:

„Gebr. Muhle Ummeln bei Algermissen, Prov. Hannover, Fabrik von glasierten Thonröhren mit angepresster Muffe bestes Material für Canalisationen, Wasserleitungen, Weg- und Eisenbahndurchlässen, von 4", 5", 6", 7", 8", 9", 10", 11", 12", 15", 18", 20", 23", und 30" (Zoll) Durchmesser nebst sämtlichen Faconstücken“

Für die Gemeindekasse des Ortes war die gut verdienende Firma in diesen Jahren ein Segen. Zeitweise machten die Steuern, die die „Norddeutschen Steinzeugwerke“ dem Ort einbrachten, bis zu einem Drittel des Gesamtaufkommens aus.

Der Ton, als Grundlage der Produktion, wurde in einem etwa 3 Kilometer entfernten Tonlager im Tagebau gefördert. In zwei Schichten stachen die Männer den fetten „blauen“ Steinzeugton mit schmalen Spaten. Loren, die anfänglich per Hand geschoben und später von einer Lok gezogen wurden, transportierten den Ton zum Werk. Auf dem Werks Gelände schüttete man ihn auf einen Haufen und ließ ihn sumpfen, bevor er mit Sand und Schamotte vermengt, gebrauchsfertig gemacht wurde. Die fertigen Erzeugnisse mussten mit Pferdefuhrwerken zum Bahnhof in Algermissen gefahren und dort verladen werden. Die Kohlen für die Öfen kamen ebenfalls mit den Pferdewagen vom Bahnhof zum Werk.

Die Blütezeit des Werkes lag in der Zeit vor dem ersten Weltkrieg. So beschäftigte man im Jahre 1892 hundert Personen.

1911/12 baute der neue Besitzer, George. C. Muhle, zwei neue Dampfkessel und eine leistungsfähige Dampfmaschine ein. Die umständlich aufzutragende Lehmglasur wurde durch eine Salzglasur, ersetzt und auch sonst wurde vieles modernisiert.

Während des ersten Weltkriegs arbeiteten viele Kriegsgefangene in der Fabrik. Danach, in den Jahren bis zur Inflation 1923, konnte sich die Fabrik nur mit Mühe über Wasser halten, um ein paar Jahre später bei überfülltem Lager zeitweise den Betrieb auszusetzen und schließlich ganz geschlossen zu werden.



Erst im Jahr 1937 wurden hier erneut Tonwaren produziert; man baute drei große Öfen und zwei neue Schornsteine. Der baldige Kriegsausbruch 1939 verursachte jedoch einen erneuten Einbruch. Die jungen Männer wurden eingezogen und konnten diesmal nicht durch Kriegsgefangene ersetzt werden. Die Zahl der Belegschaft sank auf etwa 20 ältere Leute. Das größte Problem aber war die geringe Kraftstoffzuteilung für den Transport und die Grubenpumpen. Auch Kohle wurde immer knapper, und so stellte man 1943 den Betrieb erneut ein. Alles Inventar und Material, das im Schwesterwerk Duingen noch gebraucht werden konnte, wurde dort hingeschafft.

Nach der Stilllegung nutzte die Luftwaffe die Gebäude als Lager für Kriegsbeute -1945 wurde es kurz vor dem Einmarsch der amerikanischen Truppen, von der Bevölkerung geplündert.

Nach der Währungsreform ging die Röhrenfabrik am 1. Januar 1949 wieder in Betrieb. Es gab noch genügend abgelagerten Ton, aber es fehlten erfahrenen Hilfskräfte, so dass der erste Brand misslang. Brenner vom Werk Duingen mussten her, um die neuen Kollegen anzulernen, und bald wurde wieder beste Qualität produziert. Der Bedarf an Steinzeugröhren für den Wiederaufbau der zerbombten Städte war riesengroß. Zeitweise konnte man bis zu 70 Arbeiter beschäftigen.

Im Durchschnitt brannte man zwei Öfen pro Woche. Das Werk besaß sechs Öfen, welche jeweils 60 – 70 Tonnen fassten. Das ergab im Monat eine Produktion von 600 – 1.000 Tonnen Ware

Vorübergehend wurden nun auch spanische Gastarbeiter beschäftigt, die in Baracken untergebracht wurden. Für die einheimischen Arbeiter hatte die Firma, wie in Duingen, einige Mehrfamilienhäuser bauen lassen.

Der Zusammenhalt der Arbeiter war sehr gut. Immer am 1. Mai gab es ein Fußballspiel. Die gegnerischen Mannschaften bestanden aus „Trockenbodenpersonal“ und „Hofkolonne mit Sumpfhaus“. Zu Himmelfahrt gab es ein Spiel gegen die Duinger Werksmannschaft, ein Jahr in Ummeln und ein Jahr in Duingen. Nach dem Spiel wurde mit einem deftigen Essen bis in den frühen Morgen gefeiert. Diese Feste waren immer Gesprächsstoff an den folgenden schweren Arbeitstagen.

Bei einer solchen Gelegenheit hatte der Ummelner Heinrich Grote in Duingen seine zukünftige Frau kennen gelernt. Mit der Heirat wechselte er den Wohnort und blieb nun in Duingen wo er weiterhin bei Muhle in der Tonindustrie arbeitete.

Schließlich waren in den 60 er Jahren die guten Tonvorkommen erschöpft. Beim Abbau des schma-

len Streifens zwischen Ummeln und Gretenberg fiel schon mehr Abraum als Ton an. Zudem waren die letzten Jahre regenreich gewesen, so dass Tag und Nacht gepumpt werden musste und die Böschungen immer wieder abrutschten. Die Geschäftsleitung stellte die Tonförderung ein und ließ sich Ton aus Duingen liefern. Dieser enthielt jedoch soviel Eisen, dass sich im Brand blasige Ausflüsse auf der Keramik bildeten und die Qualität der Waren verschlechterte. Die Tonröhren mussten ausgeschabt werden und Futterkrippen waren fast unverkäuflich geworden.

Von den vielen kleinen Verbesserungen abgesehen, war das Werk außerdem inzwischen total veraltet. Am 30 September 1969 schloss man den Betrieb, der zu diesem Zeitpunkt noch etwa 40 Beschäftigte hatte. Die Firma zahlte etwa 130.000 Mark an Abfindungen und alle Arbeiter fanden einen neuen Arbeitsplatz.

Der letzte Betriebsleiter Herr Häusele verlegte sich nach der Schließung der Fabrik auf die Handtöpferei und eröffnete eine Werkstatt in Herzberg. Später kehrte er zurück in seine Allgäuer Heimat.



Zweites Fußballspiel in Ummeln (1957)

*Von links, hinten: Willi Leopold, Heinrich Grote, Karl Kreth, Werner Hecht, Heinz Kreth, Willi... (Maurer), Walter Grobe, Horst Stümpel, Horst Seidel, Harald H. Drossek
Mittlere Reihe: Werner ?, Horst Vater, Heinz Münstermann, Oskar Bütke, Heinz Franz
Vordere Reihe: Schiedsrichter Herbert Loch aus Algermissen, Albert Witte, Gerd Hecht, Gerd Ahlborg, ?, Siegfried Ernst, Heinrich Kreth (Noppi)
Das Spielergebnis ist leider nicht bekannt!*

Quellen:

„Der Ton – Fluch und Segen von Ummeln“, Rudolf Klamt

Mündlich: Ilse Busche, Hugo Martin, Ummeln

Die Norddeutschen Steinzeugwerke



Briefkopf vor 1909

Um das Jahr 1906 plante der Hildesheimer Baumaterialienhändler L. Schulze, in Duingen eine Klinker- und Röhrenfabrik zu bauen. Über Annoncen suchte er Unterstützung für seine Pläne, und es meldeten sich aus Duingen Sattlermeister und Kaufmann Louis Albrecht sowie der Schlachtermeister und Bürgervorsteher August Tentrus. Albrecht besaß Grund und Boden mit Tonvorkommen. Man beauftragte die Firma August Dannenberg aus Görlitz, erste Brennpföben zu nehmen, um zu prüfen ob der Ton ergiebig und brauchbar für die Produktion von Tonröhren sei. In diesem Fall sollte Dannenberg später auch mit dem Bau der Öfen beauftragt werden. Außerdem wollte man gemeinsam Interessenten suchen um das nötige Kapital für die Fabrik aufzubringen. Die Planungen fanden im Haus des Bürgermeisters Hermann Jahns statt. Nach längerem vergeblichem Bemühen fand man mit Franz Hugo Reichelt aus Mergendorf in Thüringen den ersten Direktor der Fabrik, der gleichzeitig Gesellschafter (mit 8000 Mark) war. Reichelt brachte zwei Fabrikbesitzer aus Leipzig mit, die sich mit je 100.000 Mark zu beteiligten.

Am 29. Juni 1909 hatte man bereits die Firma „Norddeutsche Steinzeugwerke GmbH Duingen Kreis Alfeld“ gegründet. Die Firma kaufte von Gastwirt Christian Müller Land am Südfeld zur Errichtung der Fabrik. Doch bevor im Jahr 1910 mit dem Bau begonnen werden konnte, musste bei der königlichen Regierung in Hannover eine ministerielle Genehmigung zur Förderung des Tons aus der Grube beantragt werden.

Reichelt, der als Geschäftsführer ein Jahresgehalt von 12.000 Mark erhielt, erwies sich jedoch als ungeeignet. Man hatte ihm Generalvollmacht erteilt,

aber das Geld war schon verbraucht bevor der Bau beendet werden konnte. Neue Geldgeber traten hinzu. Es stellte sich jedoch heraus, dass 6 Öfen für das Projekt nicht ausreichten, und es wurde ein zweites Gebäude errichtet. Ein Hildesheimer Baumeister übernahm den Auftrag für 80.000 Mark und trat als Aktionär hinzu, indem er die Summe vorfinanzierte. Man entließ Direktor Reichelt.



Anteilschein von August Tentrus

Am 11. März 1911 verkaufte er seine Anteile an Tentrus und Albrecht zu je 4 Scheinen. Die Anteilscheine Nr. 12, 13, 14, und 15 aus dem Besitz von August Tentrus (geb. 25.12. 1851, gest. 3.4. 1919) existieren noch. Sie enthalten folgenden Wortlaut:

„ Der Inhaber dieses Anteilscheins hat nach Höhe von 1000 Mark in Gemäßheit des Gesellschaftsvertrages Anteil am Vermögen, Gewinn und Verlust der Gesellschaft. •Duingen, den 1. Oktober 1909“.



Die Schwierigkeiten der jungen Firma wurden noch größer, als der sich im Bau befindliche Gebäudeflügel zur Hälfte einstürzte. Auch die neuen Direktoren Hofmann und Kurz vermochten das Werk nicht zu halten. Ein Herr Wilhelm Kantler, der eine Hypothek über 330.000 Mark besaß, leitete die Zwangsversteigerung ein und erwarb das Werk. Hermann Jahns erwarb eine Beteiligungsvergünstigung und den unentgeltlichen Bezug von Strom.

Nun waren alle Schulden, die die Errichtung des Werkes verursacht hatte, abgetragen, aber es gab keine Mittel mehr zur Fortführung des Betriebes. Am 13. Januar 1912 um 15 Uhr wurden alle Aktionäre zur Gesellschafterversammlung in Hotopps Hotel in Hildesheim eingeladen. Das führte jedoch zu keiner Lösung der Probleme.

Schließlich entschlossen sich der Kalkwerksbesitzer Biermann aus Salzhemmendorf, Herr Bertram aus Alfeld, Hermann Jahns und die Firma Conrad Bock aus Duingen Herr Kantler das Werk für 350.000 Mark abzukaufen.

„Der Kaufvertrag wurde vom Notar von... (unleserlich) Hannover entworfen. Nachdem einige Änderungen und Ergänzungen vorgenommen waren, sollte derselbige endgültig niedergeschrieben werden. Nachdem nun [die] Käufer kurze Zeit zur Einnahme einer Erfrischung in das gegenüberliegende Hotel Salge sich begeben hatten, kehrten sie zurück und fanden auf der Straße vor dem Hause des Notars den Verkäufer mit Muhle, Bremen verhandeln. Kantler kam auf mich zu und sagte, dass Muhle, Bremen ihm 50.000 Mark mehr geboten habe, dass er sich aber an den verabredeten Vertrag halte, wenn wir diese Summe zuzüglich zahlten. Bertram erklärte hierauf sofort, dass er zurücktrete, der Kaufpreis sei ihm zu hoch, und vor allem fürchte er die Konkurrenz, er sähe keine Rentabilität. Die Erklärung Bertrams, welcher als tüchtiger Fachmann (er war Prokurist bei der Firma Behrens, Alfeld) bekannt war, schlug wie eine Bombe ein und veranlasste das Scheitern des Unternehmens. Bertram verlor nach einigen Jahren in der Inflation sein Vermögen, auch erblindete er dann später, so dass er heute auf die Gnade seiner Kinder angewiesen ist. Muhle trat in unseren Vertrag mit wenig Änderungen ein. Es sei noch erwähnt, dass Kantler die Hypothek stehen ließ und dass 1924, wo die Werke im Jahre ca. 70.000 Mark Reinertrag hatten, Muhle die Aufwertungssumme mit 25% zurück zahlte. Im Jahre 1934 baute Muhle den südlichen Flügel mit Tonknacker und Kollergang an.“

Hermann Jahns; sen. 1938/39

Die Familie Muhle

George Carpsov Muhle, geb. 1888, hatte im Jahr 1911 von seinem Vater die Tonröhrenfabrik in Ummeln übernommen und um 1912 die Tonröhrenfabrik in Duingen dazu gekauft. Bei seinem Tod im Jahr 1952 hinterließ er einen Sohn, der die Firma übernahm, und eine Tochter, die einen Musiker, Hans Remstedt geheiratet hatte, der für den NDR in Hannover arbeitete. Remstedt starb früh bei einem Autounfall mit einer Straßenbahn. Seine Frau überlebte ihn nicht lange; sie starb kurze Zeit später an Krebs. Das Ehepaar Remstedt hinterließ zwei Töchter.

Der Bruder, George C. Muhle Junior, ist vor dem zweiten Weltkrieg in China gewesen. Nachdem Deutschland den Krieg verloren hatte, lieferten ihn die Chinesen nach Russland aus. Die Gefangenschaft dort schädigte seine Gesundheit nachhaltig, so dass er bei seiner Rückkehr nach Deutschland körperlich gezeichnet war. Er heiratete eine Diplomantochter, die er in China kennen gelernt hatte; aus der Ehe gingen drei Söhne hervor. Georg Muhle Junior lebte bis zu seinem Tod 1975 in Bremen.

Die Norddeutschen Steinzeugwerke Gebrüder Muhle, Bremen

Herr Muhle senior wohnte in Bremen an der Oberneulander Landstraße in einer Villa mit einem Park von 10 Hektar, in dem er auch vier Kühe hielt. Wenn er hin und wieder nach Duingen kam, fuhr er mit der Bahn bis Godenau, wo er auf sein mitgebrachtes Reitpferd umstieg. In Duingen übernachtete er im Hotel Müller und machte sich am nächsten Tag nach Beendigung seiner Geschäfte in derselben Weise auf den Rückweg.

Das Werk

Zu Anfang bestand das Werk aus zwei großen Backsteinflügeln und dem Verwaltungstrakt am Warweg. (Bild)

Im Erdgeschoss jedes Flügels lagen die Öfen. In den beiden Geschossen darüber waren die Former- und Trockenböden eingerichtet und die Pressen untergebracht. Zu Beginn arbeitete man mit Schneckenkangpressen, die später durch Vakuumpressen ersetzt wurden.

Die Tonaufbereitung mit Kollergang und Schamottknacker befand sich in einem Anbau.



Der erste Strom in Duingen

Den Strom für die Fabrik lieferte eine kohlenbeheizte Dampfmaschine. Es war eine alte Schiffsmaschine mit zwei Kesseln, die nebenan in einem eigenen Kesselhaus in den Boden eingelassen waren. Das Maschinenhaus war sehr sauber, weiß gefliest und mit roten Teppichen ausgelegt.

Durch die Fabrik bekamen auch die ersten Haushalte in Duingen Strom, wie z. B. Bürgermeister Hermann Jahns, der 1910 eine Leitung zu seinem Haus verlegen ließ, (ein Vertrag mit der Deutschen Eisenbahn Betriebs Gesellschaft, deren Linie gekreuzt wurde, existiert noch) leisteten sich Strom von der Dampfmaschine der Norddeutschen Steinzeugwerke.

In Notzeiten, z. B. während des ersten Weltkriegs versorgte die Steinzeugfabrik den Ort mit Strom.

Die Tongrube



Fritz Kothe mit Gespann

Fritz Kothe erlebte ein besonderes Problem, als kurz vor dem Krieg sein Pferd ersetzt werden musste. Muhle wollte wohl Geld sparen, und schickte einen Rappen nach Duingen der bisher seiner Tochter als Reitpferd gedient hatte. Als Zugpferd war dieses Tier natürlich völlig ungeeignet und machte viele Probleme.

Der Ton wurde in zwei am Waldrand liegenden Gruben abgebaut, deren eine in der Nähe des Papenkamps und eine am Daberg, im Bereich der heutigen Grube Waje lag. Diese war in den 70 er Jahren bereits ausgeschöpft und zugeschüttet.

In der Tongrube arbeiteten 6 bis 8 Mann, die den Ton zu Anfang noch per Hand in die Loren schaufelten. Dabei musste darauf geachtet werden, dass Oberton, Mittelton und Unterton immer eine gute Mischung ergaben. Mitte der 60 er Jahre wurde ein „Caterpillar“ angeschafft, und man kam nun mit weniger Leuten aus.

Aus der Grube wurde der Ton mit Hilfe eines Pferdes auf Schienen und später mit einer kleinen Lok zur Fabrik befördert. Fritz Kothe betreute vor dem

zweiten Weltkrieg das Werkspferd. Der schwere Belgier zog die Tonloren aus der Grube, bis auf die Anhöhe zwischen Wald und Werk. Von dort rollten sie selbständig ins Werk.

Nach dem Krieg hatte sich die Tonqualität der Grube verschlechtert, so dass der reine Duinger Ton bei Temperaturen über 1200 °C Blasen schlug. Deshalb vermischte man ihn mit anderen Tonen, die zum Beispiel aus der Waje'schen Grube und aus dem Westerwald dazu gekauft wurden. Nachdem Dr. Bock die Firma übernommen hatte, verarbeitete man den Ton aus der Bock'schen Grube im Duinger Wald. Außerdem mischte man zu dieser Zeit Ton aus dem Schwesterwerk in Ponholz unter, der bis Hildesheim mit Schiffen transportiert wurde und kaufte noch immer Westerwälder Ton dazu, der im LKW geliefert wurde.

Fehlbrände und Bruch brachte man zurück in die Grube. Später machte man mit einer Kugelmühle Schamotte daraus, die man dem Ton beimischte.

An der heutigen Straße „Im Südfeld“ lagerte man den Ton auf einer betonierten Fläche. Hier fuhren die Loren aus der Grube eine Rampe hinauf und konnten ihre Fracht dann von oben auf einen großen Haufen schütten. Dort musste man den Ton bei trockener Witterung feucht halten und im Winter, bei Frost, manchmal zur Verarbeitung absprenge. Hier arbeitete Willi Prell, der nach dem Krieg Sprengmeister vom Tonberg war.

Sandwerk

Der Sand, den man dem Ton zusetzte, wurde ebenfalls mit dem Pferd aus dem Weener Bruch geholt. Der jeweilige Fuhrmann konnte dort mit Hilfe eines Göpelwerks den Wagen beladen.

In den 70 er Jahren waren die Qualitätsansprüche gewachsen und es stellte sich heraus, dass die mit Quarzsand gemagerten Röhren nicht genügend Scheiteldruckfestigkeit besaßen. So ersetzte man den Sand durch Schamotte.

Tonaufbereitung und Formung

Die Tonaufbereitung lag im Südflügel des Werkes. Hier hobelte man den Ton zunächst in feine Scheiben und versetzte ihn dann im sogenannten Maukturm mit Sand oder Schamotte sowie anderen Tonen. Im Kollergang wurde alles gemischt und zu Tonsträngen gepresst, von denen man Stücke abschchnitt, die mit einem Elevator in das oberste Stockwerk fuhren, den sogenannten Formerboden. Hier warfen die Former die schweren Tonstücke in die Pressen und stellten damit Tröge, Schornsteinrohre, Kanalisationsröhren von 7,5 – 50 cm Durchmesser und in Längen von 1 m – 1,25 m her, sowie die dazugehörigen Abzweige und Winkel in 30 °C,



45 °C, 60 °C und 90 °C. Dafür zog man die Rohre, sobald sie aus der Presse kamen, per Hand in den richtigen Winkel.



Mann an der Bogenpresse 1955

Neben anderen arbeitete auch Heinrich Tölke hier, der ein besonderes Geschick für schwierige Arbeiten hatte, wie z. B. Pferdetröge formen und Toilettenbecken in Gipsformen gießen. Jeder Former hatte einen Stempel mit seiner Nummer, die er auf die fertigen Rohre drückte, so konnte man, wenn ein Rohr undicht war, zurückverfolgen wer es gemacht hatte.

Karl-Heinz Erfurth war nach dem 2. Weltkrieg eine Zeit lang als einziger Dreher auf dem Formerboden. Er machte Verschlussdeckel für Röhren. Später arbeitete er, wie sein Vater und seine beiden Brüder, als Former.

Nach dem Formen wurden die Rohre auf niedrigen Wagen in eine der sieben Trockenkammern gebracht, wo sie bei 80 – 90 °C trockneten.

Brand und Öfen

Im Erdgeschoss jedes der beiden Gebäudeflügel befanden sich die Kammeröfen, die auf jeder Seite 6 Feuerungen hatten und mit Steinkohle beheizt wurden. Die heiße Luft strömte an der Rückseite der Feuerräume empor und von oben in die Brennkammer abwärts durch die gestapelten Röhren und dann durch den Fußboden aus gelochten Herdsteinen in Abzugskanälen zum Schornstein.

Der Sog im Ofen war, auch wenn nicht gebrannt wurde, so groß, dass die Arbeiter sich manchmal den Spaß machten ihre Mütze in den Luftstrom zu werfen und dann zu warten, bis sie am oberen Ende des 50 Meter hohen Schornsteins wieder heraus flogen.

Die Öfen des Ostflügels fassten je 30 –35 Tonnen Ware; der größte Ofen im Westflügel 72 t.

Die Öfen wurden hoch bepackt; zwei Schichten

Röhren standen senkrecht übereinander. Oben drauf legte man noch Kleinteile wie Bögen, Abzweige etc.. Nach dem Beschicken wurde der Eingang zugemauert.

Während der ersten Brennphase, dem Vorfeuer, musste langsam über drei Tage bis auf 600 °C geheizt werden. Der Brenner hatte dann zwei Öfen zu bedienen. Dann versuchte er so schnell wie möglich, die die Höchsttemperatur von 1160 °C zu erreichen.

(Das nennt man Garbrennen. Die Temperatur wurde mit Hilfe von Segerkegeln (*siehe Kapitel „Die Tonröhrenfabrik Knolle und Co.“*) gemessen, die man durch Öffnungen in der Ofendecke sehen konnte. Wurde der Ofen zu heiß, bildete der Ton Blasen und Erzausflüsse.)

Nun arbeiteten drei Personen gleichzeitig am Ofen: Einer schaufelte Kohlen ins Feuer, der zweite entfernte Schlacke, die beim Verbrennen der Steinkohle anfiel. Das musste laufend geschehen, weil die Schlacke schnell erkaltete und dann nur noch mit dem Hammer herauszubrechen war.

Der dritte Mann schaufelte Kochsalz in die Feuerungen, das auf den Rohren eine Glasur erzeugte. Die Arbeit war hart, zumal der Brenner beim Abfahren der Schlacke nach draußen im Winter einem ständigen drastischen Temperaturwechsel ausgesetzt war. Da der Ofen die ganze Woche rund um die Uhr bedient werden musste, wurden die Brenner zum Schichtdienst eingeteilt. Der Brenner, der die letzte Nachtschicht hatte, musste am nächsten Tag bis 14.00 Uhr bleiben, und hatte dann 16 Stunden am Stück gearbeitet. Dann vermauerte man die Feuerungen mit Lehm und ließ den Ofen langsam abküh-



Trockenboden 1955



Manchmal hat man in den Öfen auch Tierkadaver verbrannt, zum Beispiel Schweine, die an einer Krankheit gestorben waren.

Nach etwa 5 Tagen, die Ware glühte noch, wurde eine Öffnung in den zugemauerten Eingang geschlagen, um den Ofen schneller abkühlen zu lassen. Das Loch durfte aber nicht zu groß sein, damit keine Kühlrisse an der Ware entstanden.

Zum Aussetzen arbeiteten Kolonnen zu je fünf Mann an den kleinen und sechs Mann an den großen Öfen. In den Brennkammern setzten jeweils zwei Mann die Rohre auf Wagen. Nach bestandener Qualitätskontrolle, bei der die Ware auf Risse geprüft, sortiert und scharfe Stellen abgeschliffen wurden, stapelten die anderen vier Arbeiter die Rohre auf dem Röhrenplatz oder verladen sie gleich in Eisenbahnwaggon, was in den 60er Jahren noch per Hand geschah.

Die Männer wurden nach Akkord pro Tonne bezahlt und bekamen Hitzeaufschläge, wenn sie in die noch heißen Öfen gehen mussten: Bei 50 – 60 °C wurde eine Stunde extra bezahlt, bei 60 – 70 °C zwei Stunden, bei 70 – 80 °C drei Stunden und vier Stunden bei 80 – 90 °C. In diesem Fall bedeckten die Aussetzer ihre Gesichter mit nassen Säcken um sich vor der Hitze zu schützen.



Die neue Fertigungshalle mit Tunnelofen und Wagen (1971)

Neue Öfen

Etwa 1962 baute die Firma einen Gaskammerringofen, der bis 1973 in Betrieb war. Das Gas dafür wurde aus Braunkohle erzeugt, die aus der Grube Humboldt in Wallensen kam.

Ein Ringofen besteht aus mehreren Brennkammern. Die Kammer, die gerade befeuert wird, heizt jeweils die Nachbarkammer schon vor, in der als nächstes gebrannt wird, so dass ein Kreislauf entsteht, in dem das Feuer nie ausgeht und kreisförmig von Kammer zu Kammer zieht. Nach etwa einer Woche ist das Feuer wieder in der ersten Kammer angelangt.

Da das Brennen mit Salz die Ofeninnenwände stark angreift, müssen jeweils in der abgekühlten Kammer alle schadhafte Stellen neu ausgemauert werden.

Ebenfalls 1962 wurde ein mit Schweröl beheizter Tunnelofen an der Grenze zum Niemeier-Gelände in Betrieb genommen.

Im Frühjahr 1971 konnte nach einjähriger Bauzeit eine neue Fertigungshalle mit Fertigungsstraße, Trockenkammern und einem vollautomatischen Tunnelofen im Nordosten des Geländes eingeweiht werden. Mit diesem Ofen, der die sechs seit 1912 genutzten Kammeröfen ersetzte, konnte man nun eine Gesamtproduktion von 3.000 Tonnen Steinzeug im Monat erreichen und brauchte dafür nur noch 6 Mann pro Schicht. Der neue Ofen wurde mit flüssigem Butan beheizt, das in zwei großen 75 Kubikmeter großen Tanks lagerte, die in einem Erdhügel eingebettet waren.

Die Tonrohre wurden nun auf einen feuerfesten Wagen gesetzt, der die Feuerzonen im Ofen den Ofen in etwa 3-4 Tagen mit einer halben Wagenlänge pro Stunde durchlief.

Früher hatte man für die Herstellung von 40 Tonnen Steinzeug 15 bis 16 Tonnen Steinkohle verbraucht, und der Brand dauerte mit Abkühlphase gut zwei Wochen. Durch die neue Brenntechnik konnte man die Dauer des Brandes auf 70 Stunden verringern. Der Heizkostenanteil von vorher 40 % der Gesamtkosten wurde durch die neue Anlage auf 9 % gesenkt. Die Trockenzeiten der Rohre verkürzten sich mit Hilfe von warmluftbeheizten Trockenkammern von 4 Wochen auf 48 Stunden.

Mit den neuen Tunnelöfen war nun auch die Zeit der Salzglasur vorüber.



Gegen Ende der 70 er Jahre Zeit bediente ein Brenner den mit Öl beheizten Ofen. Dieser brannten durchgehend, so dass die Brenner Schichtdienst rund um die Uhr hatten. Sie mussten die Wagen mit einer Schubmaschine erst in den Vorwärmer und dann weiter in den Ofen schieben. Dabei war es wichtig darauf zu achten, dass sich die Rohre nicht gegenseitig oder die Wand berührten. Von einem Leitstand aus wurden Temperatur und Ölzufuhr kontrolliert und jeder Arbeitsgang wurde aufgeschrieben. Die etwa 4 x 4 Meter messenden Wagen liefen im Ofen in Rinnen die mit Sand gefüllt waren. Eisenschienen hätten der Temperatur nicht Stand gehalten. Der Sand musste einmal pro Schicht von Außen nachgefüllt werden. Den Ofen ganz abzuschalten und abkühlen zu lassen war immer mit dem Risiko verbunden, dass Schäden durch Kühlrisse entstanden. Deshalb versuchte man, den Betrieb möglichst kontinuierlich weiter laufen zu lassen. Dazu konnte man in der Urlaubszeit, wenn weniger Rohre produziert wurden, auch langsamer fahren.



Produkte

Die Glasur

In den alten Kammeröfen und dem Gaskammer-ringofen wurde mit Salz gebrannt, was eine einfache und sehr widerstandfähige Glasur ergab. Diese Methode strapazierte die Öfen allerdings so sehr, dass man die Gewölbe einmal im Jahr komplett neu ausmauern musste.

Die beiden neuen Öfen waren nicht für die Salzglasur geeignet, so dass nun die Rohre vor dem Brand in eine Lehmglasur getaucht wurden, die man aus verschiedenen Rohstoffen selbst herstellte. Die Zutaten dafür wurden aus dem Westerwald bezogen und in einer Trommelmühle fein gemahlen und gemischt.

Bevor man die Rohre in die großen Glasurbecken tauchte, wurden die Muffen, die unglasiert bleiben sollten, in heißes, flüssiges Paraffin eingetaucht; dort konnte die Glasur nicht haften. Danach tauchten auf einer Art Gabel etwa 20 Rohre auf einmal in

die Glasur getaucht und wurden dann zum Abtropfen in ein anderes Becken gestellt. Das Glasieren war mit Schwierigkeiten verbunden, da die ungebrannten Rohre beim Tauchen wieder weich wurden und es vorkam, dass Rohre von den Halterungen abrissen und in die Glasurbecken fielen.

Unfälle

Brand des Öltanks

Am 23.1. 1965 geriet ein großer Öltank auf dem Firmengelände in Brand.

Die Männer der freiwilligen Feuerwehr in Duingen waren zu diesem Zeitpunkt auf einer Braunkohlwanderung nach Wallensen unterwegs und so dauerte es eine ganze Zeit bis sie am Brandort eintrafen. Es gab jedoch zu dieser Zeit auch eine Werksfeuerwehr bei der Firma WINI. Deren Chef, Albert Renemann, hatte den Flughafen in Hannover angerufen und die Flugwehr nach Duingen bestellt, die mit Schaum löschen konnte. Unglücklicherweise hatten die Hannoveraner jedoch auf dem Weg nach Duingen in Elze einen Unfall und trafen so ebenfalls erst nach Stunden auf dem Firmengelände ein. Einen Ölbrand konnten auch sie nicht löschen. Man sicherte nun das Gelände und ließ den Tank mit etwa 80.000 Litern Heizöl ausbrennen. Das gewaltige Feuer konnte man die ganze Nacht lang weit in der Landschaft sehen. Zum Schluss kippte der Behälter einfach um.

Der Brand war vermutlich dadurch entstanden, dass die Heizer versucht hatten das schwer entzündliche Öl bei eisiger Witterung vorzuwärmen und dazu einen Koksofen unter den Tank gestellt hatten. Der Schaden wurde auf 165.000 Mark beziffert.

Mehrmals passierte es, dass Arbeiter zum Wochenende vergessen hatten die Presse zu reinigen. Der darin verbliebene Ton trocknete während der freien Tage zu einem Klumpen. Wenn dann die Presse wieder in Betrieb genommen wurde und versuchte den steinharten Tonpfropf durchzudrücken, brach die Welle.

Kollerunfall

1979 war der junge Türke Mustafa Özkan bei dem Versuch, die Maschine zum Wochenende zu reinigen, in die Bogenpresse geraten. Da er allein arbeitete, bemerkte man erst etwas, als im Untergeschoss Fetzen seiner Kleidung ankamen. Die Maschine wurde sofort abgestellt, aber man konnte den jungen Mann erst befreien nachdem die Schlosser die Welle durchtrennt hatten. Trotzdem kam jede Hilfe zu spät. Der Arbeiter starb kurze Zeit später im Alfelder Krankenhaus. Die Kollegen sam-



melten für die Eltern des Verunglückten 720 DM. Davon zahlte die Firmenleitung 250, was von der Arbeiterschaft als zu gering kritisiert wurde; andere Firmen gäben bei solchen Fällen mindestens einen Monatslohn.

Arbeitszeiten und Löhne

Die normalen Arbeiter arbeiteten in einer Früh- und einer Spätschicht, die Brenner dagegen rund um die Uhr in drei Schichten, auch an Sonn- und Feiertagen.

Tunnelofen, Mai 1979:

Frühschicht 6 – 14 Uhr, Spätschicht 12 – 22 Uhr,

Nachtschicht 22 – 6 Uhr.

In der Früh- und Spätschicht musste ein Brenner 2 Öfen beaufsichtigen, in der Nachtschicht, an Sonn- und Feiertagen nur einen Ofen pro Brenner.

Arbeitsbeginn war morgens gewöhnlich um 6 Uhr und für die Büroangestellten um 7 Uhr. Die Zeiten waren jedoch flexibel, so dass im Sommer auch früher angefangen werden konnte.

Noch in den 60 er Jahren tönten täglich die Sirenen der Fabriken Muhle und WINI durch das ganze

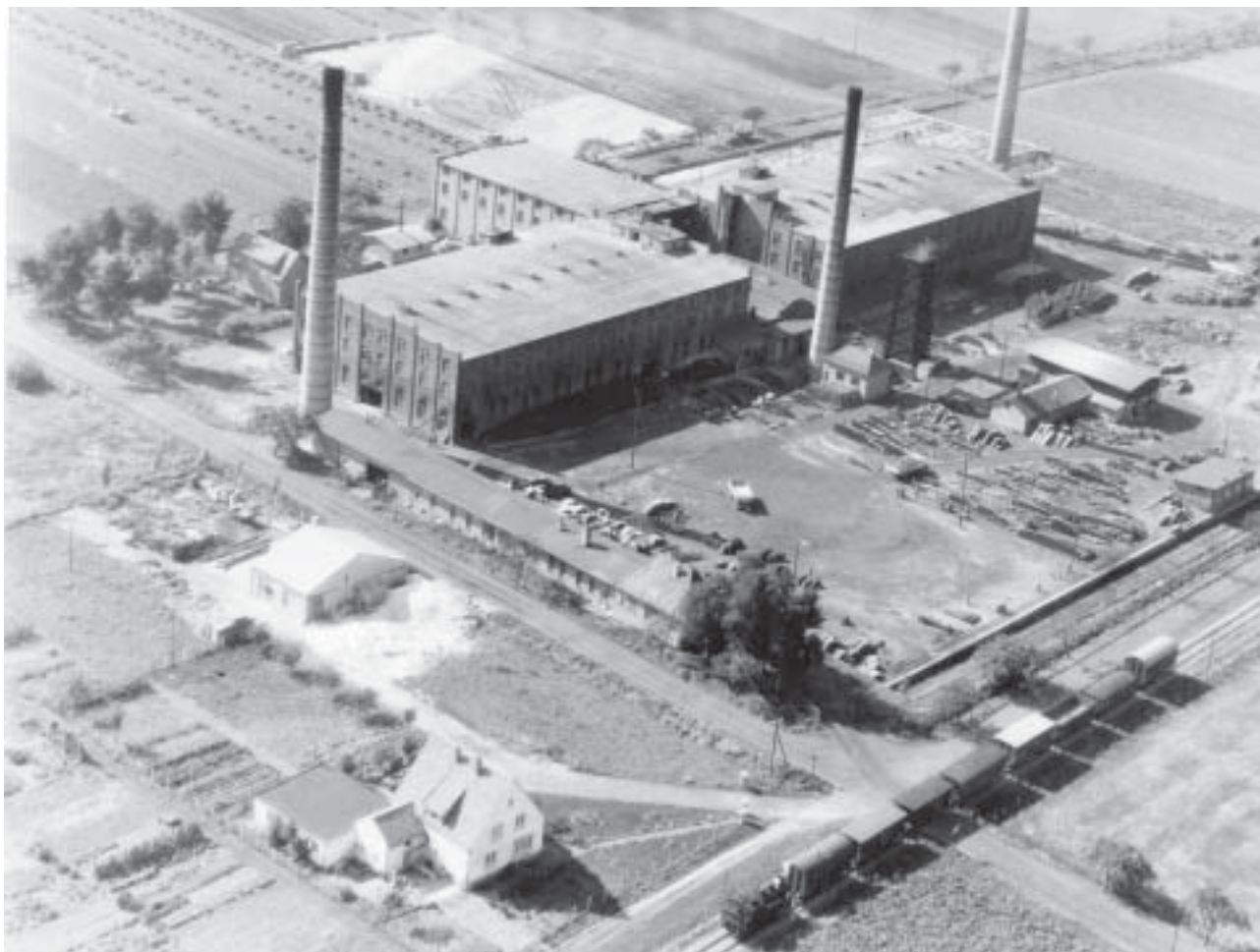
Dorf. Mittags um 12 Uhr füllten sich die Straßen im Nu mit Menschen, die für eine Stunde zum Mittagessen nach Hause eilten, ebenso, wenn um halb 5 zum Feierabend geblasen wurde.

Die Löhne wurden bei Muhle in Duingen und Ummeln durch einen Haustarifvertrag geregelt, den man jedes Jahr neu verhandelte. Andere Bestimmungen wie Urlaub, Arbeitszeit usw. wurden in einem Manteltarifvertrag geregelt, der über mehrere Jahre galt. Auch die einzelnen Lohngruppen, Schmutz- und Erschwerniszulagen, Zuschläge für Mehr-, Nacht-, Sonn- und Feiertagsarbeit waren darin geregelt.

Daran orientierten sich auch die Verträge bei Knolle. Beide Firmen hatten ein Abkommen getroffen, dass Arbeiter nicht gegenseitig übernommen werden sollten. Arbeiter, die trotzdem wechseln wollten, mussten erst ein viertel Jahr woanders beschäftigt sein.

Bei Muhle gab es auch, wie in vielen großen Firmen üblich, eine kleine Werksrente und es wurden bessere Löhne gezahlt als bei WINI.

Übrigens hatte man als Fußballer gute Chancen bei Muhle eine Stelle zu bekommen.



Luftbild der Norddeutschen Steinzeugwerke mit Erholungspark ganz links, 1955



In den 60 er Jahren wurde der Lohn wöchentlich am Freitag in einer Lohntüte ausgezahlt, nachdem zuvor der Getränkeverbrauch abgezogen worden war. Anekdoten zu Folge soll danach bei manchen Arbeitern nicht mehr viel Geld in der Tüte geblieben sein. Auch gab es immer viele Frauen die am Freitag den Lohn ihrer Männer abholten, damit er nicht direkt in der Kneipe umgesetzt wurde, z. B. beim „Lohntütenball“ im Ratskeller, wie man das nannte.

Notgeld

Während des ersten Weltkriegs gab die Norddeutsche Wertmarken aus, mit denen man in ganz Duingen einkaufen konnte. Von 1915 bis Kriegsende hatte sich Kleingeldmangel in ganz Deutschland bemerkbar gemacht, weil die Münzen aus Kupfer und Nickel als kriegswichtiges Metall für Rüstungszwecke eingezogen wurden. Viele Firmen ließen mit staatlicher Ermächtigung oder Duldung Notmünzen prägen, oder Kleingeldscheine zu 1, 2 oder 5 Pfennig drucken, die in dieser Zeit die gleiche Funktion wie die gesetzlichen Zahlungsmittel übernahmen. Während einer zweiten Periode ab etwa 1921 bis in die Inflationszeit 1923 wurden auch Scheine bis in den Billionen-Mark-Bereich gedruckt. Es gab kaum eine Stadt, eine Gemeinde oder ein Unternehmen, das nicht Notgeld ausgab. Für den Herausgeber war das ein sicheres Geschäft. Er gab Scheine mit der Kaufkraft des Ausgabtags aus und nahm sie mit der gesunkenen Kaufkraft des Rückgabtags wieder ein. Der Besitzer des Notgelds trug das Risiko der Entwertung allein.



Der Sommer 1922 verlief für die hiesige Industriegegend besonders aufregend. Große Versammlungen und Umzüge mit schweren Terrorakten wiederholten sich fast wöchentlich. Obwohl Arbeitslosigkeit herrschte, wurden auf den Norddeutschen Steinzeugwerken die Maschinen beschädigt, sämtliche Öfen ausgeblasen und so der ganze Betrieb stillgelegt. Die Regierung war hier nicht mehr Herr der Lage...“

Hermann Jahns sen. 1938/39

Urlaub

Ende der 70 er Jahre standen den Betriebsangehörigen je nach Alter und Zugehörigkeit 21 -25 Urlaubstage im Jahr zu.

In den 80 er Jahren stand auch einmal ein Betriebsurlaub zur Debatte, während der Zeit der ganze Betrieb geschlossen werden sollte. Gewöhnlich war aber der Urlaub Privatsache, und es wurde durchgearbeitet, weil das Abstellen der Öfen kostspielig war.

Siehe auch Kapitel „Gewerkschaft“

Soziale Einrichtungen

Auf dem Werksgelände gab es Duschen und einen Leuteraum mit einem darunter liegenden Bierkeller, wo während der Pausen Bier verkauft wurde. Die Heizer, und vor allem die Aussetzer die in den noch heißen Öfen arbeiteten, hatten einen enormen Flüssigkeitsverbrauch, und dementsprechend hoch war der Umsatz an Getränken. Bierverleger Habenicht belieferte die Fabrik jede Woche mit einem Lastzug, der direkt von der Kaiserbrauerei aus Hannover kam. Durch den Verkauf in der Fabrik soll er einen höheren Jahresumsatz erzielt haben, als durch die Belieferung aller Gaststätten in Duingen zusammen. Zwei Arbeiter wurden abgestellt, den Hänger abzuladen und das Bier in den Keller zu bringen.

Der hohe Bierkonsum führte natürlich zu Problemen und kleineren Unfällen, so dass die Firmenleitung versuchte den Verbrauch einzuschränken. Ein Alkoholverbot wurde jedoch erst von Dr. Bock erlassen. Zu dieser Zeit hatte sich aber auch der ganze Produktionsablauf verändert, und die Männer mussten nicht mehr in den heißen Öfen arbeiten.

Die Arbeiter der Tongrube hatten für die Pausen eine Hütte und an der Weiche für die Lok gab es eine weitere, in der diejenigen, die Draußen arbeiteten ihre Pausen verbringen konnten. Viele Arbeiter bekamen ihr Mittagessen von den Frauen per Henkelmann ge-



Tongrube mit Arbeiterhütte und Loren

Während der NS Zeit wurde das Werk für sozialen Leistungen mit der „Goldenen Fahne“ ausgezeichnet.



net. Muhle hatte einen kleinen Erholungspark und Duschräume für die Belegschaft und ihre Angehörige eingerichtet, was zu dieser Zeit eine große Erregungsschaft war.

Die Deutsche Arbeitsfront (DAF) war in der Zeit des Nationalsozialismus als Einheitsverband der Arbeitnehmer und Arbeitgeber gegründet worden um die deutschen Arbeiter in das neue „Dritte Reich“ zu integrieren und damit ihren bisherigen Organisationen den Boden zu entziehen. Seit 1936 wurden jährlich Wettbewerbe um die „Bestgestaltung“ der Arbeitsplätze ausgelobt, der so genannte „Leistungskampf der deutschen Betriebe“.

Die Betriebe, die beim Wettbewerb auf Reichsebene am erfolgreichsten waren, erhielten jeweils am 1. Mai von Hitler die Auszeichnung „nationalsozialistischer Musterbetrieb“ und durften die Goldene Fahne der DAF führen. Die Fahne trug in der Mitte das Hakenkreuz, deren weißer Kreis mit einem goldenen Zahnrad umrahmt war.

Die Firma stellte auch Teile der Arbeitskleidung wie Sicherheitsschuhe und Helme. Außerdem erhielten die Aussetzer dicke Lederschürzen um ihre Kleidung vor der scharfkantigen Keramik zu schützen.

In den 60 er / 70 er Jahren wurde ein Ausländerwohnheim am Warweg 5 gebaut und mit Möbeln und Elektrogeräten ausgestattet. Die Gastarbeiter, zuerst Spanier, dann Italiener und später Türken, kamen zu Anfang allein und holten dann die Familie nach. Dementsprechend gab es in dem Haus Familienwohnungen aber auch Einzelzimmer zu mieten. 1979 wohnten dort einige Familien und 16 ledige Arbeiter.

Ein Drittel der ausländischen Arbeiter waren Türken. Da viele kein Deutsch sprachen, ließ man zu den Betriebsversammlungen aus Alfeld einen Dolmetscher kommen.

Zu Dr. Bocks Zeiten kam einmal in der Woche als Betriebsarzt Dr. Schwagmeier in die Firma und hielt dort Sprechstunde ab. Er hatte eine Praxis in Duingen.

Früher gingen viele Arbeiter zu Paulchen Teichmann, der ebenfalls Arzt war und seine Praxis im Wedekindhaus am Marktplatz hatte dort, wo heute die Volksbank ist. Er machte seine Hausbesuche mit einem Moped und bezeichnete die *Norddeutsche* immer als „Morddeutsche“. Außerdem war er noch für viele andere Anekdoten gut.

Auch gesellige Veranstaltungen wurden von der Firma organisiert. So gab es jedes Jahr zu Himmel-

fahrt ein Fußballspiel, Duingen gegen Ummeln. Nach dem Spiel wurde bei Jahns „auf dem Saal“ getanzt und gefeiert.

Am 1. Mai 1956 fand das erste Spiel in Duingen statt. Eigentlich durften nur Betriebsangehörige mitspielen, aber Duingen hatte auch außerhalb der Fabrik gute Fußballspieler und gewann so auf nicht ganz legitime Weise.

Ummeln bekam jedoch die Revanche beim Spiel im nächsten Jahr und gewann, nachdem nun wirklich nur Betriebsangehörige in der Duinger Mannschaft spielten.

Zu Weihnachten organisierte Muhle ein Fest, für das der große Saal bei Jahns geschmückt wurde. Hier bekamen auch die Angehörigen der Mitarbeiter Weihnachtsgeschenke, und die Kinder durften sich etwas aussuchen, wie z. B. einen Malkasten. Mitte der 60 er Jahre spielte Karl Zoske dort den Weihnachtsmann.

Bei Dr. Bock gab es keine Betriebsweihnachtsfeier mehr, aber zu einem Betriebsfest 1980, bekam der Betriebsrat, der das Fest im Pöttjerkrug organisierte, einen Zuschuss von 500 DM.

Allgemeine Arbeitsbedingungen

Die Arbeitsbedingungen in den Tonröhrenfabriken waren hart.

Die großen Einzaltröge, die in frischem Zustand 3 Zentner wogen, mussten per Hand bewegt werden. Auch Aussetzer und Platzarbeiter arbeiteten schwer körperlich, und die scharfkantigen Rohre gaben Anlass zu Verletzungen.



Arbeiter auf dem Röhrenplatz (50 er oder 60 er Jahre)

In den Trockenkammern wurden die Rohre von Hand gedreht. Dort herrschte bei Temperaturen von 80 °C eine Luftfeuchtigkeit von 95%. Nur schlanke Männer konnten sich an den Wagen vorbeizwängen, so dass dieser unbeliebte Job immer an Wenigen hängen blieb. Nach dem Arbeitsgang waren sie so nass geschwitzt, dass nur noch eine



kalte Dusche half. Die großen Temperaturschwankungen schwächten die Gesundheit. Auch an den Maschinen war die Arbeit ungesund und gefährlich.

Bei einer Betriebsversammlung am 11. 12. 1979 z. B. beklagte sich der Arbeiter Kempf darüber, dass die Presse 4 Öl versprühe, das die Kleidung ständig verschmutze und bei einigen Kollegen schon zu Ausschlägen auf der Haut geführt hätte. Außerdem sei die Maschine sehr anfällig für Störungen, so dass das Produktionssoll nicht erreicht werden könne. In dieser Hinsicht gäbe es weitere Probleme dadurch, dass man für ausländische Mitarbeiter ohne Deutschkenntnisse viel Zeit aufbringen müsse um ihnen kompliziertere Arbeitsabläufe zu erklären und die Produktion dadurch in Rückstand gerate.

Probleme gab es auch immer wieder, weil die Kommunikation zwischen Firmenleitung oder Vorgesetzten und Arbeitern nicht gut funktionierte. Andererseits beklagte sich die Firmenleitung über schludrige Arbeit, so entstände durch undichte Abzweige ein Schaden von 100.000 DM im Jahr. Undichte Abzweige wurden an den Ansatzstellen mit Kunstharz eingestrichen und auch für die Vermuffung verwendete man seit Anfang der 60 er Jahre lösemittelhaltige Kunststoffe.

In den 50 er Jahren arbeitete auf dem Formerboden Meister Strasser aus Frechen, der die Arbeitsabläufe gut im Griff hatte, da er selbst jeden Arbeitsgang gut kannte, die Arbeiter einwies und ihnen die Zeiten, die ein Arbeitsgang dauern durfte vorschrieb. Presser, Former, Putzer und Aufbereiter arbeiteten nach Akkord, der von ihm festgelegt wurde. Nachdem Strasser wieder nach Frechen zurückgekehrt war, übernahm ein REFA-Mann (*siehe Kasten*) Namens Sadowski diese Arbeit. Er war bei Dr. Bock im Veredelungswerk ausgebildet worden. Mit der Stoppuhr in der Hand stand er neben den Arbeitern um ihre Leistung zu erhöhen. Da er nicht vom Fach war, war es für diese ein Leichtes und auch ein Vergnügen ihn zu veräppeln.

Jakob Fuchs, ein aus dem Rheinland stammender Jungeselle, war ein sehr engagierter Betriebsratsvorsitzender von einer der drei Muhlegesellschaften. Er hatte we-



Gartenzwerg aus Duinger Steinzeug

gen seiner Wahrnehmung der Arbeiterinteressen oft Ärger mit der Firmenleitung. Da überwiegend in Akkord gearbeitet wurde, holte Muhle ihn in die Werksleitung und machte ihm zum Refafachmann. Auf diesem Posten engagierte er sich mit demselben Elan wie vorher für die Arbeiter nun für die Firmenleitung. Das wurde ihm von nahezu allen Arbeitern sehr verübelt. Seine alten Kollegen haben ihn regelrecht missachtet.

REFA Reichsausschuss für Arbeitsermittlung, gegr. 1924, jetzt Verband für Arbeitsstudien-REFA- e. V., Organisation zur Untersuchung von Arbeitsvorgängen mit dem Ziel der Optimierung und Rationalisierung.

Wenn es durch einen Maschinenstillstand o. ä. nicht möglich war, nach dem vorgegeben Akkord zu arbeiten, wurde ein Durchschnittsakkord gezahlt, unabhängig davon, wie viel wirklich produziert wurde. Das war für die Firmenleitung von Nachteil, weil die Arbeiter das oft ausnutzten.

Unter der Belegschaft gab es bestimmte Rituale: Wer als Arbeiter in eine neue Abteilung kam musste sich dort bei der Belegschaft „einkaufen“, das heißt er gab eine Runde Bier aus. Hatte jemand es versäumt, machte man ihn durch Streiche darauf aufmerksam.

Freizeit

Wenn alles gut lief, hatten die Brenner manchmal etwas Zeit, die sie nutzten, um eigene Keramikobjekte, etwa Blumenvasen herzustellen. Auch nach Feierabend und Zuhause es ließen Arbeiter ihrer Kreativität freien Lauf formten den Ton zu Dekoartikeln. Diese wurden dann in der Firma gebrannt, wofür man einen Probenofen im Labor benutzte oder sie mit auf die Wagen im Tunnelofen stellte, was allerdings nicht erlaubt war.

Fritz Basse und Robert Moreau, die besonders geschickt waren, wurden von der Firmenleitung beauftragt, kleine Werbegeschenke oder Glücksschweinchen für Sylvester anzufertigen, die dann im Tunnelofen mit gebrannt werden durften.

Mitarbeiter

Muhle beschäftigte in der Anfangszeit ca. 100 Leute und zu den besten Zeiten 200. Davon arbeiteten etwa sechs im Büro.

An weiblicher Belegschaft gab es eine, später zwei Putzfrauen, sowie weibliche Bürokräfte.

Außer Lehrberufen, die direkt mit der Keramikproduktion zu tun hatten wie z. B. Former, konnte



man in der Fabrik auch eine Ausbildung als Schlosser oder Elektriker machen.

Neben den Arbeitern aus Duingen kamen eine Menge Pendler aus anderen Dörfern, teils zu Fuß, teils mit dem Fahrrad in die Fabrik.

Ab Anfang der 60er Jahre traten Gastarbeiter aus Italien und der Türkei in die Firma ein.

1957 Beschäftigte: 156
davon 147 Arbeiter und 7 Angestellte

1981 Beschäftigte: 118

- August Welzel hat von 1963 bis 78 auf der *Norddeutschen* gearbeitet, zuerst als Brenner und später als Nachtwächter. Zusammen mit Otto Reichwald und einem Schäferhund hat er die Fabrik nachts bewacht. Außerdem mussten die Nachtwächter auch tagsüber Kontrollgänge machen und z. B. die Brenner besuchen, die allein in den Hallen waren, um nachzusehen ob diese auch auf ihrem Platz waren. Dr. Bock beauftragte später einen Wachdienst.

- Von 1918 - 1943 arbeitete Hermann Stichnothe zuerst in der Tongrube und fuhr dann später die Lok zum Werk.

- Friedrich Becker, der Maler gelernt hatte, arbeitete um 1925 bei Muhle.

- Siegfried Szallies arbeitete von 1949 bis zum Schluss als Platzmeister und Vertriebsleiter.

- Günter Engelkemeier war Werkstattleiter und kam als Industriemeister aus Osterwald.

Handwerker

Der Schlossermeister Oestern kam um 1913 aus Hameln von der Maschinenfabrik Concordia, die für die Tonröhrenfabrik Aufbereitungsmaschinen, Pressen und den Koller lieferte. Zu Muhles Zeiten arbeiteten mindestens sechs Schlosser in der Fabrik, (darunter Mellies) die die Maschinen instandhielten. Sie hatten eine kleine Werkstatt hinten am Tunnelofen.

Außerdem gab es Elektriker (Robert Lampe, Karl-Heinz Heuer), einen Tischler (Horst Hartwig) und mehrere Maurer (Willi Stöckmann, Suerland, Heuermann, Fiebig).

Das Labor

Im Labor wurden Probebrände gemacht, um die Zusammensetzung der Tonmischung und der Glasuren zu bestimmen. Außerdem überprüfte man Stichproben aus jedem Brand auf ihre Bruchfestigkeit. Die Norm dafür gab das Materialprüfungsamt der Universität Hannover vor. Zusätzlich führen Udo Benrodt, der im Labor arbeitete, oder S. Szallies etwa zweimal im Jahr mit Proben zur Verkaufsgesellschaft nach Frechen, wo man die Scheitelfestigkeit prüfte.

Produkte

Aus dem Inhaltsverzeichnis einer Preisliste von 1921:

Preise für Steinzeugröhren, Dachfirsten und Façonstücke

Steinzeugröhren und Façonstücke

Schornsteinaufsätze, Dunsthauben

Becken, Ausgussbecken

Hunde- und Trinknäpfe

Sohlsteine, Steinzeugplatten, Sohlschalen

Krippenschalen

Reform-Krippenschalen

Schweinetröge

Schweinetröge mit Einschüttöffnung

Geflügeltröge

Ferkeltröge mit Leisten

Schweinetröge „Ideal“

Halbrunde Schweinetröge mit Leisten

Kuhrtröge

Pferdetröge

Pferdetrinknäpfe

Einsalztröge mit Leisten

Wasser- und Pökelfässer

Straßensinkkasten

Fettfänge





Die Buchhaltung

Chef des Büros bei Muhle war Heinrich Habenicht. Walter Sührig arbeitete von 1946 bis 1973 in der Lohnbuchhaltung und im Verkauf.

Bei Dr. Bock war Paul Pauer 1974 Büroleiter. Ihm folgte Dr. Herbst und zum Schluss Herr Anhalt. Wilhelm Sürig arbeitete von 1974 –1983 in der Lohnbuchhaltung, die etwa im Jahr 1975 in das WINI - Verwaltungsgebäude verlegt wurde, wo es bereits ein EDV Zentrum gab. *(Bild)* Ein paar Jahre später zog auch das Rechnungswesen dorthin um.

Betriebsleiter

Um 1913 leitete Herr Huckauf, der in der Betriebsleitervilla an der Triftstraße wohnte, die Firma und nach ihm Karl Otto, der 1948 starb. Seine Nachfolge trat sein Schwiegersohn Ludwig Albrecht an, der vorher Bankkaufmann gewesen war. Er starb um 1971.

Muhle stellte nach der Währungsreform 1948/49 zusätzlich zum Betriebsleiter einen technischer Leiter ein: zuerst Herrn Warner, der 1948 noch vorwiegend im Betrieb arbeitete, und danach Herrn Meier, der aus der Keramikindustrie in Euskirchen kam. Dessen Nachfolger wurden die Herren Lenz, dann Wolfgang Spitzner zusammen mit Zuther, die ihren

Arbeitsplatz im Büro hatten. Herr Albrecht blieb der kaufmännische Leiter.

Die technischen Leiter wohnten in dem Wohnhaus gegenüber der Fabrik, das hinter der Kuchenfabrik liegt.

Herr Häusele ist in Ummeln der letzte Betriebsleiter gewesen. Nachdem das Werk dort geschlossen wurde, kam er als Nachfolger von Betriebsleiter Albrecht nach Duingen. Bei der Übernahme der Steinzeugwerke durch Dr. Bock wurde er nicht übernommen. Er machte sich mit einer kleinen Töpferei in Bad Lauterberg selbständig, zog er aber kurze Zeit später zurück ins Allgäu, von woher er stammte.

1973 übernahm Herr Ebeling, der vorher mit Wein gehandelt hatte, die Betriebsleitung und nach ihm 1976 Herr Bauer. Der letzte kaufmännische Leiter ist Herr Anhalt gewesen.

Um 1980 kam Dr. Müller alle 8 –14 Tage aus Dörentrup, wo alle wichtigen Beschlüsse gefasst wurden, zur Besprechung mit Herrn Lau. Dieser war Rheinländer. Er wohnte neben der Kuchenfabrik und war dafür bekannt, dass er oftmals auch am Sonntag die Geselligkeit in der Fabrik suchte. Sein Vertreter im Betrieb war Herr Engelkemeier, der bis zum Schluss blieb.



Röhrenplatz (50er Jahre) vorne Lorengleis, hinter dem Kohlenhaufen der Anschluss an die Kleinbahn, im Hintergrund ehemalige Kriegsgefangenenbaracken, die später den Flüchtlingen als Notunterkunft dienten, ganz hinter der Schornstein der Knolleschen Fabrik



Betriebsrat

Grundlage der Betriebsratsarbeit war das Betriebsverfassungsgesetz aus dem Jahr 1952, das 1972 deutlich verbessert wurde. Danach hatte der Betriebsrat ein Mitbestimmungs- und Mitwirkungsrecht in allen sozialen und personellen Angelegenheiten wie z. B. Überstunden.

Er tagte während der Arbeitszeit. Opferten allerdings Betriebsratsmitglieder ihre Freizeit für Sitzungen, wurde die Zeit entweder abgefeiert oder bezahlt. Damit Betriebsratsmitglieder ihre Interessenvertretung ohne Druck ausüben konnten, sah das Gesetz einen besonderen Kündigungsschutz vor. Die Betriebsräte haben ihre Arbeit immer sehr ernst genommen, was immer wieder zu Konflikten - weniger mit der örtlichen Werksleitung - als mit Herrn Muhle in Bremen und später mit den Herren Bock führte.

In den 60 er Jahren, als Muhle erst in 2, später in 3 Gesellschaften aufgespalten war, hießen die Betriebsratsvorsitzenden Paul Bogatzki, Jakob Fuchsen, Gustav Kelle, Heinz Hein und Manfred Müller aus Marienhagen.

Nachdem die *Norddeutsche* nur noch als ein Betrieb galt (Arbeitgerichtsurteil), war Gustav Kelle Betriebsratsvorsitzender bis zu seiner Pensionierung. Auf ihn folgten Willibald Hozak 1976 und Bernd Fiebig 1978, danach wieder Willibald Hozak. Der letzte Betriebsrat um 1980 bestand aus Werner Thiele, Fritz Basse, Günter Bolte, Robert Moreau und Willibald Hozak als Vorsitzender.

Zu Anfang des Jahrhunderts war die Produktpalette noch breit gefächert. Später verengte sie sich immer weiter und konzentrierte sich zum Schluss auf Abwasserröhren und Schornsteinrohre, bis schließlich in den 70 er Jahren nur noch nach den Vorgaben der Verkaufsgesellschaft in Frechen produziert werden durfte. Das waren hauptsächlich unhandliche und komplizierte Produkte wie die großen 20 er Rohre und Abzweige.

Im Jahr 1979 verkaufte die Norddeutsche 7200 Tonnen Steinzeugrohre und 4372 Tonnen Kaminrohre. Außerdem wurden 1855 Tonnen nach Saudi-Arabien geliefert.

Im Jahr 1980 lag der Brennbruch von Abwasserrohren bei 18,67 %, von Kaminrohren bei 3,98 %.

Verkauf

Vor und während des Dritten Reiches wurde der Verkauf über eine Verkaufsgesellschaft mit Sitz in Berlin Charlottenburg abgewickelt, die die Preise festlegte und Aufträge verteilte. Die Mitgliedschaft war für alle Steinzeugfabriken Pflicht.

Nach dem 2. Weltkrieg konnten die Fabriken wieder selbständig verkaufen, und durch den Wiederaufbau der zerstörten Städte schien die Nachfrage nach Kanalisationsröhren unbegrenzt. Zu Muhles Zeiten wurden vor allem Baustoffhändler in ganz Norddeutschland beliefert. Ein Hamburger Großhändler z. B. bezog jede Woche 10 LKW-Ladungen; zwei weitere Händler aus Bremen bekamen 3-4 Lastzüge pro Woche.

Nach 1972 hatte sich wieder eine Steinzeughandelsgesellschaft gebildet, die den Verkauf von Marsdorf bei Köln organisierte. Die Norddeutschen Steinzeugwerke traten bei, nachdem die Verkaufsgesellschaft ein großes Lager in Hannover eingerichtet hatte, und damit als Konkurrent in Norddeutschland auftrat. Die Gesellschaft gab nun die Produktionsbedingungen vor. Unter anderem erhöhte sie die Norm für die Druckfestigkeit der Rohre und schrieb anstelle von Sand für die Magerung des Tons Schamotte vor. Die neuen Tonmischungen verschlissen jedoch die Pressen in kurzer Zeit. Die gesamte Geschäftsabwicklung mit Vermittlung der Aufträge und Bezahlung erfolgte über dieses Steinzeugkartell. In der Zeit wurden die Umsätze in der Steinzeugbranche immer schlechter (von 1972 im Jahr 600 000 t auf 1982 im Jahr 200 000 t), und man verteilte Produktionsquoten (Duingen 4,5%), was weitere Probleme mit sich brachte: Von Duingen aus mussten nun zum Beispiel auch Händler in Süddeutschland und im Ausland (Saudi Arabien, Malaysia) beliefert werden, und zwar mit schwierig herzustellenden Produkten, die anfällig für Fehler waren. So kam es zu zahlreichen Problemen und Reklamationen. Im Jahr 1979 musste die *Norddeutsche* Entschädigungen für Reklamationen im Wert von 80 000 DM bezahlen.

Da es durch die weiten Entfernungen zu den Kunden unrentabel geworden war die Schäden vorher zu begutachten, wurden Reklamationen nun pauschal abgegolten.



40-jähriges Jubiläum (1949) Vespermann, Koch, Tölke, Erfurth, Lampe, Steins



In den 60er Jahren standen die zu beladenden LKW oftmals vom Werkstor am Warweg bis zur Hauptstraße Schlange und warteten bis spät in die Nacht auf die Beladung.

Auf dem Röhrenplatz arbeiteten zu Anfang 20-30 Mann, die die Rohre per Hand verladen. Später, als die Rohre auf Paletten gesetzt und von Gabelstaplern bewegt wurden, brauchte man nur noch 7 Arbeiter.

Ein Paket wog etwa 1-1,2 Tonnen

Auf eine Palette passten

77 10er Rohre

oder 54 12er Rohre

oder 40 15er Rohre

oder 21 20er Rohre



Im Ofen (nach 1960): hinten von links: Oskar Kam-bach, spanischer Gastarbeiter, Willi Spatz
Vorne von links: Siegfried Schwindt, Fritz Paland, ?, Horst Schramm

Meister auf dem Röhrenplatz war Rudi Gattermann. Er verunglückte am erstem Mai 1960 bei einem der traditionellen Fußballspiele tödlich. Später übernahm Siegfried Szallies seine Stelle. Als Platzmeister hatte er eine verantwortliche Position: Er musste überblicken welche Waren noch auf Lager waren, und Anweisungen geben was in der nächsten Zeit produziert werden sollte. Bei Dr. Bock wurde nun jede Woche Inventur gemacht. Wenn durch den geringeren Absatz im Winter der Lagerplatz zu eng wurde, mussten die Baustoffhändler Ware abnehmen und bei sich lagern. Dafür war der Verkauf dann im Frühling oft schwächer.

Die Platzarbeiter nahmen die Rohre aus den Öfen in Empfang. Wenn der Ton schlecht war, mussten morgens erst einmal die Erzblasen ausgekratzt werden. Aufgabe der Platzarbeiter war auch, nach dem Brand Dichtungen an den Rohren anzubringen. Dazu wurden Gummimanschetten in die Muffen ge-

drückt und mit Kunstharz vergossen. Außerdem halfen sie im Notfall den Aussetzern im Ofen, wenn der Nachschub nicht schnell genug auf dem Röhrenplatz ankam.

Da sich die Produktpalette der *Norddeutschen* erheblich verschmälert hatte, aber die Kunden in Duingen nach wie vor alle benötigten Steinzeugartikel bezogen, wurden die fehlenden Waren aus den anderen Werken des Steinzeugkartells nach Duingen geliefert. Nun kamen also nicht mehr nur LKW, die beladen werden mussten, sondern auch solche, die entladen werden sollten. Bei Hochbetrieb mussten in diesen letzten Jahren oft Arbeiter aus der Produktion Überstunden machen, um beim Verladen auszuhelfen.

Manchmal wurden täglich bis zu 40 LKW bedient, und durch die veränderten Arbeitszeiten in vielen Betrieben trafen in der letzten Zeit viele Wagen sogar nachts ein.

Übernahme durch die Firma Dr. Bock

Qualitative Mängel beim Bau des Tunnelofens II, die hohe Neuverschuldung und die Verpflichtung, seine Nichten auszubezahlen, belasteten George C. Muhle sehr. Am Freitag, dem 16. März 1973, legte er das Werk still.

Die Firmengruppe Dr. Bock aus Duingen kaufte das Steinzeugwerk, das sie nun „*Norddeutsche Steinzeugwerke Oberpfälzische Schamotte- und Tonwerke GmbH Ponholz Kommanditgesellschaft Duingen*“ nannte.

Alle 137 Arbeiter, die erst wenige Tage vorher erfahren hatten, dass Dr. Bock die Firma (als letzten größeren Betrieb in Duingen der noch nicht zur Bock-Gruppe gehörte) übernehmen wollte, schlossen sich an ihrem letzten Arbeitstag zu einem Demonstrationzug durch den Ort zusammen. Mit schwarzen Fahnen, einem Sarg und Transparenten protestierten sie gegen die Vorgehensweise von Dr. Bock, der zunächst alle Arbeiter entlassen hatte und dann das Angebot machte, sie unter schlechteren Bedingungen wieder einzustellen. Die Arbeiter sollten so Lohn einbußen bis zu 2 Mark pro Stunde hinnehmen, wobei die Länge der Betriebszugehörigkeit für die Anrechnung bei Urlaubstagen und Rente etc. allerdings erhalten blieb.

Gegen die Entlassungen verhängte das Landesarbeitsamt jedoch eine Sperrfrist von zwei Monaten, die so frühestens zum 12. Mai in Kraft treten konnte. Die Gewerkschaft handelte einen Sozialplan über 300 000 Mark aus, mit dem Abfindungen für die Mitarbeiter gezahlt werden konnten. Die Aufgabe, diesen Sozialplan umzusetzen, übernahm Walter Sühlig, der auf eigenen Wunsch ausgeschieden war, so aber noch bis Oktober bei der *Norddeut-*



schen beschäftigt wurde. Nach seiner Entlassung leitete er das Büro im Gipswerk Weenzen. Für die Firma Muhle verwaltete er weiterhin die Wohnhäuser in der Muhlestrasse, die er später im Auftrag der Besitzer verkaufte.

Dr. Bock hatte nicht alle Arbeiter übernommen. Bei der Auswahl spielten zwei REFA-Männer, die schon bei Muhle im Betrieb gewesen waren, eine entscheidende Rolle.

Die übernommenen Arbeitskräfte sollten im Veredelungswerk eingesetzt werden, bis die Steinzeugfabrik nach vorübergehender Stilllegung und Modernisierung, die Produktion wieder aufnehmen konnte. Bei den folgenden umfangreichen Umbaumaßnahmen wurden auch zwei Schornsteine gesprengt. 1976 erschloss die Firma mit der Produktion von Schornsteinrohren einen neuen Markt und konnte so, trotz sinkender Absatzzahlen bei Steinzeugrohren, die Arbeitsplätze erhalten.

Die Firmengruppe Dr. Bock

Die Vorfahren der Familie Bock lebten noch im 19. Jahrhundert von einer kleinen Landwirtschaft. Im Jahr 1873 eröffnete Conrad Bock einen Holzhandel, der rasch prosperierte. Später übernahm er die Sandgrube im Weenzer Bruch und nannte die Firma „Duingen Glassandwerk Bock & CO.“ Der Alfelder Unternehmer Carl Benscheid beteiligte sich als Partner daran. Die Familie Bock erwarb im Laufe der Zeit mehrere Unternehmen oder Anteile von Unternehmen, z. B. das Klinkerwerk Dörentrup, ein Sandwerk bei Helmstedt, das Schamottewerk in Ponholz u. a..

Im Jahr 1934 kaufte sie das Holzwerk Osterwald und baute 1968 das Veredelungswerk in Duingen auf.

1973 übernahm die Bock-Gruppe, die insgesamt über 2000 Mitarbeiter beschäftigte, die Norddeutschen Steinzeugwerke.

Das Ende

Anfang 1980 war die Firma von einer KG in eine GmbH umgewandelt worden.

Die Situation für die Steinzeugindustrie hatte sich immer weiter verschlechtert und die Lieferquoten für das Werk in Duingen sanken, bis eine weitere Produktion schließlich unrentabel wurde. In der Firmenleitung hatte es bereits Überlegungen gegeben, sich aus dem Kartell freizukaufen und nur noch 20 er Rohre zu produzieren, die problemlos herzustellen waren. Das hätte aber bedeutet, dass von den ca. 120 Mitarbeitern nur noch 79 weiterbeschäftigt werden konnten und so verzichtete man schließlich auf diese Lösung.

In dieser Zeit verlangte die Firmenleitung von den Arbeitern immer wieder, auch an Samstagen Überstunden zu leisten. Der Betriebsrat legte dagegen Beschwerde ein und forderte die Betriebsleitung auf, weitere Arbeitskräfte einzustellen, was aber in der wirtschaftlichen Situation wohl nicht mehr möglich war.

1981 ging der Absatz von Steinzeug durch Konkurrenz aus Belgien und den Niederlanden sowie durch den Einsatz von Kunststoffrohren zurück. Das Werk in Duingen war so nur noch zu einem Drittel ausgelastet, konnte nicht mehr kostendeckend produzieren und musste die Fertigung von Kanalisationsrohren einstellen, während Schornsteinrohre vorerst noch weiter produziert wurden. Dadurch verloren 72 von insgesamt 107 Beschäftigten ihren Arbeitsplatz. Man versuchte noch, auf andere Produkte auszuweichen und Hohlblocksteine herzustellen, was sich jedoch bald als unrentabel heraus stellte. Ein Jahr später wurde das Werk endgültig geschlossen.

Ein Sozialplan über insgesamt 375 000 DM sah vor, die Beschäftigten nach einem Punktesystem abzufinden. Die Gewerkschaft *IG Chemie, Papier, Keramik* appellierte öffentlich an Dr. Bock, als größten Arbeitgeber in Duingen, alles dafür zu tun die Arbeitsplätze zu erhalten, weil die Arbeitssituation in Duingen durch die Schließung anderer Firmen sehr schlecht geworden war. Im Sommer 1982 musste jedoch auch das Veredelungswerk schließen und die Baukeramik in Dörentrup brach zusammen. Dass Dr. Bock an der letzten außerordentlichen Betriebsversammlung im September 1982 nicht teilnahm, sondern die Bekanntgabe der Schließung der Fabrik seinen leitenden Angestellten überließ, haben ihm viele Arbeitnehmer übel genommen. Nominal ist die Firma Norddeutsche Steinzeugwerke nie in Konkurs gegangen und existiert heute noch.

Quellen:

Hermann Jahns 1938/39, , Wilhelm Barner „Unser Heimat“, Hildesheim Leipzig 1931, Franziska Jungmann-Stadler, Notgeld in: Historisches Lexikon Bayerns

Mündlich:

Fritz Basse, Friedrich Becker, Wolfgang Degenhardt, Karl-Heinz Erfurth, Siegfried Görres, Heinrich Grote, Günther Jahns, Ernst August Senne, Fritz Siever, Wilhelm Sürig, Siegfried Szallies, Hubertus Welzel, Duingen, Walter Sührig, Coppengrave, Werner Kachel, Alfeld.

Die Gewerkschaft

Die Ursprünge der **IG Chemie-Papier-Keramik** gehen auf das Jahr 1890 zurück. Im Juni dieses Jahres kommen in Hannover Vertreter der ungelerten Arbeiter aus 28 Orten des Deutschen Reiches zusammen und gründen den „Verband der Fabrik-, Land- und gewerblichen Hilfsarbeiter Deutschlands“. Diese Organisation versteht sich zunächst als Verband aller ungelerten Arbeiter. Schon bald - mit dem Fortschreiten der Industrialisierung und der Herausbildung spezifischer Berufsbilder in den Fabriken - wandelt sich jedoch der Charakter der Organisation, die sich nun „Verband der Fabrikarbeiter Deutschlands“ nennt und den Industriearbeitern der chemischen Industrie, Papier- und Baustoffindustrie sowie der Nahrungsmittelbranche offen steht.

Die ersten gewerkschaftlichen Bestrebungen in Duingen hat es, nach einem alten Protokollbuch, ab 1914 gegeben. Schon früh hatten sich die Duinger Arbeiter der sozialdemokratischen Partei angeschlossen, so dass der Ort weit über seine Grenzen hinaus als das „rote Duingen“ bekannt wurde. Nachdem im 1. Weltkrieg die gewerkschaftliche und parteipolitische Arbeit vorübergehend aussetzte, begann man danach sofort wieder aktiv zu werden.

Der weitaus größte Teil der Duinger Fabrikarbeiter war gewerkschaftlich organisiert. In Duingen und Hohe Warte befanden sich Nebenstellen der **IG Chemie, Papier, Keramik**, deren Vor-

sitzende in den Nachkriegsjahren August Kempf und ab 1968 Gustav Kelle in Duingen waren. In Hohe Warte waren es in den Nachkriegsjahren bis in die 80 er Jahre hinein Willi Müller, Wolfgang Seebonn und Karl-Heinz Bruder.

Die Mitglieder der in Duingen vertretenen **IG Chemie, Papier, Keramik**, die **Gewerkschaft Holz und Kunststoff**, sowie die Land- und Forstarbeiter, die Bauarbeiter, der öffentliche Dienst und später auch die Mitglieder bei Lady Cake, bildeten das DGB-Ortskartell, deren Vorsitzende zeitweilig ebenfalls August Kempf und Gustav Kelle und in den 90 er Jahren Karl-Heinz Bruder waren.

Dessen Schwerpunkt war neben den Bildungsangeboten in Form von Tagesschulungen die Ausgestaltung des Maifeiertages. Außer einem Fußballturnier der Duinger Belegschaften fand nach einem gemeinsamen Demonstrationsmarsch die Maikundgebung im Saal der Gastwirtschaft Jahns statt.

Ende der 60 er Jahre verlegte die **IG Chemie, Papier, Keramik** den Schwerpunkt ihrer Basisarbeit auf die gewerkschaftlichen Vertrauensleute, die in den Fabriken arbeiteten und als Bindeglieder zwischen den Mitgliedern und den Betriebsräten bzw. der gewerkschaftlichen Organisation fungierten.

In den Duinger Betrieben - genauso wie in den benachbarten Ziegeleien und dem Kalkwerk Marienhagen - hatte das politische, zumeist sozialdemokratisch orientierte Interesse einen hohen Stellenwert. Viele Gewerkschafter nahmen auch als Mitglieder



Urabstimmung in der Gastwirtschaft Jahns (1963)



der Gemeinderäte Einfluss auf die Kommunalpolitik, um die äußeren Bedingungen der Arbeiter, wie Wohnung, Bildung und Freizeiteinrichtungen zu verbessern. Etliche Bürgermeister der umliegenden Dörfer hatten ihren Arbeitsplatz in den hiesigen Betrieben.



Podium: Jacob Fuchsen, Willi Prehn aus Ummeln, Paul Bogatzki, Franz Wenke, ?

Tarifverhandlungen

Für die Betriebe der Firma Muhle in Duingen und Ummeln sowie für Knolle und für das Sandwerk waren die tariflichen Arbeitsbedingungen in sogenannten Haustarifverträgen geregelt

Die Tarifkommission, die die jährlich anstehenden Lohnverhandlungen führte, bestand aus einem Gewerkschaftssekretär und betriebstätigen Kollegen. (Laut Geschäftsbericht der Gewerkschaft von 1966 waren das bei Muhle: Gustav Kelle, Heinz Witte, Alfred Volkmer, für Ummeln Werner Sündermann und für das Sandwerk Herbert Kutzner, Dieter Basse und Edgar Suerland). Die Arbeitgeberseite wurde vom Arbeitgeberverband unterstützt.

Die Verhandlungen für Muhle fanden meistens in Hannover und hin und wieder in Bremen, dem Verwaltungssitz von Muhle, statt. Herr Muhle legte Wert auf „neutralem Grund“, weil er befürchtete dass die Fabrikarbeiter zu solchen Gelegenheiten ihre Mittagspause verlängerten, um vor dem Verhandlungsraum ihren Forderungen mehr Nachdruck zu verleihen.

Bei Knolle wurde immer dann verhandelt, wenn bei Muhle ein Tarifergebnis vorlag, das dann für diesen verhältnismäßig kleinen Betrieb im wesentlichen übernommen wurde.

Die Tarifverhandlungen für das Duinger Glassandwerk gestalteten sich immer sehr schwierig, da Herr Bock sen. niemals selbst an den Verhandlungen teilnahm und seine Vertretung- zumeist der Betriebsleiter- nur eingeschränkte Vollmachten besaß.

Erfolge

Problematisch für die Interessenwahrnehmung der Arbeitnehmer war die Aufspaltung der „Norddeutschen“ in zwei, später sogar drei Firmen, *Duinger Steinzeugwerke Muhle & Co*, *Die Norddeutschen Steinzeugwerke Muhle & Co* und später noch *Muhle & Co*. Einem Werksleiter standen immer drei Betriebsratsgremien mit drei Betriebsratsvorsitzenden gegenüber, die auch schon mal gegeneinander ausgespielt werden konnten. Auf Betreiben der *IG Chemie, Papier, Keramik* entschied das Arbeitsgericht Hildesheim, dass trotz der Firmenaufspaltung, das Unternehmen in Duingen als ein Betrieb nach dem Betriebsverfassungsgesetz zu behandeln war. Danach gab es nur noch ein Betriebsratsgremium.

Herausragendes Ereignis der gewerkschaftlichen Tarifarbeit in Duingen war der Streik der Muhlearbeiter in der Woche vor Pfingsten des Jahres 1963. Ziel der Gewerkschaften war es einen Rechtsanspruch auf Weihnachtsgeld und auf ein zusätzliches Urlaubsgeld durchzusetzen. Damit kamen sie in Konflikt mit einem Tabukatalog der Arbeitgeber auf Bundesebene, die genau in diesen Punkten keinesfalls nachgeben wollten. Lange konnte bei den Verhandlungen keine Einigung herbeigeführt werden. Muhle wurde damals durch den Arbeitgeberverband in Hildesheim vertreten, der die Verhandlungen für die Arbeitgeberseite führte. Die Gespräche zogen sich über ein bis zwei Jahre hinweg. Da keine Seite nachgab, versammelten sich die Arbeiter schließlich in der Gastwirtschaft Jahns zur Urabstimmung, ob gestreikt werden sollte oder nicht. Der Streik fand mit lediglich zwei Gegenstimmen in Duingen und einer in Ummeln große Zustimmung unter der Arbeiterschaft. Und so wurde gestreikt, sowohl in Duingen, als auch in Ummeln.

Die Solidarität unter den Arbeitnehmern war groß und es gab keine Streikbrecher.

Das Ergebnis nach einer Woche Streik war ein Weihnachtsgeld von 110,— DM und ein zusätzliches Urlaubsgeld von 7,- DM pro Urlaubstag. Ende der 60 er Jahre waren dann schon 22,- DM daraus geworden.

Durch diesen Erfolg hatte Duingen tarifpolitisches Neuland für die ganze Bundesrepublik betreten. Danach brach der Damm und im Sommer zog die Glasindustrie in Grünenplan, Bad Gandersheim und an anderen Orten nach.

Tarifleistungen

Der Gewerkschaftsbeitrag betrug 1% vom Bruttolohn; das war 1980 bei der „Norddeutschen“ durchschnittlich 20 DM monatlich.



Den Geschäftsberichten der Industriegewerkschaft Chemie, Papier, Keramik, Verwaltungsstelle Alfeld von 1971 ist zu entnehmen, dass bei Muhle von 147 Arbeitern 146 gewerkschaftlich organisiert waren. Die letzten bekannten Daten von Knolle (aus dem Geschäftsbericht von 1965) besagen, dass alle 29 Arbeiter Gewerkschaftsmitglied waren.

Zwischen dem 1.1.1969 und 31.12.1971 wurde bei Muhle eine Lohnerhöhung - je nach Lohngruppe - zwischen 35,3 und 37,2 % und im Sandwerk 39,4 und 40,5 % vereinbart

Das Weihnachtsgeld stieg bei Muhle auf 250 DM und beim Sandwerk -erstmalig- auf 150 DM. Die wöchentliche Arbeitszeit betrug bei Muhle und Bock 42 Stunden (bei Muhle ab 1.9.72 = 41 Stunden).

Der Jahresurlaub war je nach Alter und Betriebszugehörigkeit gestaffelt und betrug bei Muhle zwischen 16 und 27 Tagen.

Das zusätzliche Urlaubsgeld stieg bei Muhle ab 1972 auf 12 DM und betrug im Sandwerk 10 DM.

Der Hilfsarbeiterlohn betrug 1980 8,73 DM pro Stunde plus Prämie.

Die Stundenlöhne nach dem Stand von 1976 betragen bei Muhle zwischen 6,36 und 7,22 und im Sandwerk zwischen 7,26 und 7,78

Bedingt dadurch, dass bei Muhle Akkordarbeit geleistet wurde und im Sandwerk Prämienentlohnung galt, waren die realen Löhne natürlich höher.

Nach Angaben von Werner Kachel, ehemaliger Geschäftsführer der IG Chemie-Papier-Keramik (heute IG BCE) in Alfeld, Karl-Heinz Bruder Duingen, Webseite der IG Chemie-Papier-Keramik



Andere industrielle Keramikbetriebe in Duingen und Umgebung

Töpferei Müller

Der 1930 geborene Heinrich Müller betrieb Töpferei seines Vaters in der Wilhelm-Niemeier-Straße als letzter Töpfer in Duingen. Er hatte noch das handwerkliche Töpfern gelernt und stellte nach dem zweiten Weltkrieg bis in die 60er Jahre hinein maschinell gepresste Blumentöpfe her. Damit beschäftigte er 3 Mitarbeiter.

Die Firma Waje



Die frühere Töpferei Isenberg

Die alteingesessene Familie Waje betrieb seit Jahrhunderten im Alfelder Weg Töpferei und Topfhandel. Christian Waje bezog noch zu Anfang des 20ten Jahrhunderts als Großhändler keramische Haushaltswaren aus Bunzlau und Coswig, die mit der Bahn nach Duingen geschickt wurden. In den Scheunen seines Hofes lagerte er die Ware und lieferte sie per Pferdewagen sowie durch den Transportunternehmer Willy Ludewig, an Haushaltwarengeschäfte im Umkreis von Hildesheim, Hameln und Holzminden.

Durch die Zerstörungen des zweiten Weltkriegs stieg der Bedarf an Geschirr enorm. Da Christian Waje nun jedoch keine Ware mehr aus Schlesien bekommen konnte, entschloss sich eine eigene Keramikproduktion aufzubauen. So pachtete er die ehemalige Töpferei Isenberg an der Bruchstraße 8 von dem Erben Herrn Nölle und gründete dort 1946 zusammen mit seiner Frau die Firma *C. Waje & Co, Duingen in Hannover*.

Mit diesem Grundstück ist die sog. „Tongerechtsame“ verbunden, das Recht der Duinger Töpfer im Wald nach Ton zu graben.

Zu Anfang beschäftigte er etwa 10 Töpfer, darunter Karl –Heinz Erfurth, Hermann Gniesmer und Kurt Knolle, die Gebrauchsgeschirr, Einmachttöpfe, Sauerkrauttöpfe, Butterfässer und später auch glasierte



Produkte der Firma Waje

Blumenvasen herstellten und sie in dem alten Ofen mit überschlagender Flamme brannten. Der Ofen wurde mit Braunkohle aus Wallensen beheizt, und erreichte Temperaturen bis 1200 °C. Zu Anfang arbeitete man noch mit Salzglasuren; später verwendete man Lehmglasuren deren Zutaten aus einer Grube im Harz kamen, und danach kaufte man feine Glasuren von Degussa.

Die Ware wurde bis Ende der 50er Jahre mit eigenem LKW an Haushaltswarenläden in Hildesheim, Hameln, Hannover und sogar bis Hamburg verkauft. Um 1960 nahm die Nachfrage nach irdenem Geschirr wieder ab, und nun schaffte C. Waje eine Presse an, mit der er Blumentöpfe in allen Größen herstellte, die er bis etwa 1975 an Gärtnereien und Großhändler in der näheren und weiteren Umgebung verkaufte. Deren Transport hatte inzwischen Helmut Hitzer übernommen.

Seit 1962 verkauft die Firma Waje auch Ton aus der Grube im Duinger Wald, die sie von der Forstverwaltung gepachtet hat. Neben der Pacht muss auch noch heute ein kleiner Betrag für die Tonberechtigung und die Töpfergilde in Hannover abgeführt werden. Zur Zeit ist der Tonabbau in der Grube vorübergehend stillgelegt.

Im Jahr 1964 eröffnete die Familie Waje einen Baustoffhandel, der bis heute existiert.



Schema eines Zickzackofens



Die Tonindustrie Niedersachsen im Jahr 1923

Tonindustrie Niedersachsen Georg Gott KG, Coppengrave

Am 6. März 1923 wurde durch „einen kleinen Kreis von Interessenten“ die Aktiengesellschaft Tonindustrie Niedersachsen in Coppengrave mit einem Stammkapital von 107 Millionen Mark gegründet. Deren erster Vorsitzender war der Ziegeleifachmann Christian Spies aus Göttingen. Das Unternehmen ließ Fabrikgebäude und einen Zickzackofen bauen.

Da die dreijährige Bauzeit in die Inflationszeit fiel, entstanden jedoch Probleme, die zu Differenzen unter den Beteiligten führten. Im Jahr 1926 konnte zwar die Produktion anlaufen, die Weltwirtschaftskrise führte aber bald zu Absatzproblemen, und das Unternehmen geriet in ernste Schwierigkeiten. Zu diesem Zeitpunkt trat am 1.3. 1932 Georg Gott, ein damals junger, aber erfahrener Ziegelfachmann, in die Firma ein und sorgte für neue Impulse. Da sich außerdem die Absatzmöglichkeiten inzwischen wieder verbessert hatten, stabilisierte sich die finanzielle Lage.

In Jahr 1936 wurde die Firma in eine Kommanditgesellschaft mit Spies und Gott an der Spitze umgewandelt, die den Ausbau vorantrieben. Bald war die Nachfrage nach Dachziegeln so angestiegen, dass ein zweiter Ofen mit Großraumtrocknerei und einem vorgelagerten Pressenhaus gebaut werden konnte. Außerdem erwarb die Firma neue Tonabbaugebiete. Um eine ganzjährige durchlaufende Produktion unabhängig vom Wetter möglich zu machen, errichtete man eine Sumpfanlage, in der der zubereitete Ton unter einem Dach 8 Tage lang lagerte, bevor man ihn in den Pressen verarbeitete.

Für die Mitarbeiter wurden Werkswohnungen gebaut.

Während des 2. Weltkriegs mangelte es an Arbeitskräften, Kohle und Ersatzteilen, und die aufstrebende Firma konnte sich nicht weiter entwickeln. Zwischen 1942 und 44 arbeiteten einige Kriegsgefangene in der Fabrik. Sie bewohnten während dieser Zeit eine Baracke auf dem Werksgelände. Der Verkauf der Produkte unterlag der Zwangswirtschaft, und mit Kriegsende wurde die Produktion vorübergehend ganz eingestellt.

Am 25. Juni 1945 nahm man den Betrieb wieder auf. Nach anfänglichen Problemen mit den verschlissenen Produktionsanlagen sorgten die freie Marktwirtschaft und die enorme Nachfrage nach Dachziegeln für den Wiederaufbau und neuen Auftrieb. Die Anlagen wurden modernisiert und vergrößert. Die Montage einer Dachziegelvollautomatik im Jahr 1954 ließen die *Tonindustrie Niedersachsen* zum modernsten Dachziegelwerk für Hohlpfannen in der Bundesrepublik werden. Damit war der Höhepunkt der Firmengeschichte erreicht.

Von der Hochkonjunktur sollten auch die Arbeitnehmer profitieren. So ließ Georg Gott die sozialen Einrichtungen des Betriebes ausbauen und unterstützte Eigenheimbau und eine zusätzliche Altersversorgung der Mitarbeiter.

Als Georg Gott im Jahr 1962 starb übernahm sein Sohn Hans-Georg Gott die Firmenleitung; er hatte bis dahin ein anderes Ziegelwerk der Familie in Kandern (Schwarzwald) geleitet.

Zu dieser Zeit beschäftigte die Firma 160 Mitarbeiter.



Die stetige Weiterentwicklung von Baustoffen brachte bald andere Dachziegel auf den Markt, so dass die Nachfrage nach Coppengraver Hohlpfannen zurückging. In der *Tonindustrie Niedersachsen* reagierte man darauf mit einer teilweisen Umstellung der Produktion auf Verblendklinker. Dafür wurde im Jahr 1965 eine neue Tunnelofenanlage in Betrieb genommen. 1968 erweiterte man die Produktpalette um Fensterbänke und Heizkörperplatten. Unerwartet verstarb in diesem Jahr Hans-Georg Gott im Alter von 38 Jahren. Er litt seit seiner Kindheit an einer Behinderung und musste sich nun einer Operation unterziehen, die er nicht überlebte. Nun übernahm Hugo Hallensleben, seit 1935 Prokurist der Firma, die Leitung. Die langwierigen Auseinandersetzungen der Erben beeinflussten das Betriebsgeschehen sehr nachteilig und brachten die Entwicklung weitgehend zum Stillstand. Das Vormundschaftsgericht hatte sich wegen der drei unmündigen Kinder von Gott eingeschaltet, und gleichzeitig meldeten auch die Brüder Mävers als Mitgesellschafter durch das Erbe ihres Großvaters Spies Ansprüche an.

Die Witwe Maria Gott verband sich nach dem Tod ihres Mannes mit einem Herrn Kummer aus Alfeld, der neue Pläne für die Fabrik entwickelte. Seine Vorstellungen kamen jedoch nicht mit denen Hallenslebens überein. Als Maria Gott 1969 schließlich ausbezahlt werden konnte, waren endlich die Voraussetzungen für die weitere Entwicklung des Betriebes geschaffen.

Bis 1966 organisierte die Firma den Versand der Ziegel über die Kleinbahn Delligsen - Duingen - Voltdagsen, von der ein Nebengleis direkt an das Werksgelände führte. Nachdem die Strecke 1967 von der Firma Schwarze zurück gebaut worden war, erfolgte der Versand ausschließlich per LKW, wovon die Firma vier eigene unterhielt.

Nachdem Hugo Hallensleben die Geschäftsleitung an Gerhard Mävers (Diplom Kaufmann und Enkel des Firmengründers Spies) übertragen hatte, ging er in den Ruhestand. Seine Stelle übernahm der Ziegelfachmann Wolfgang Schröder.

Mit dem Ausscheiden eines weiteren Gesellschafters im Jahr 1971 ordneten sich die Besitzverhältnisse wieder neu. Die Firma wurde nun Eigentum der Spies Erben *D. und G. Mävers KG Göttingen* und dem jüngsten Sohn von Georg Gott, Günter Gott aus Hamburg.

Die Modernisierung der Ziegelproduktion konnte nun mit einer Steigerung der Kapazität auf 17 Millionen Verblendklinker und 4 Millionen Dachziegel im Jahr abgeschlossen werden. Neue Schwierigkeiten

entstanden jedoch durch die Ölkrise der 70er Jahre. Um weiterhin rentabel produzieren zu können, stellte die Firma den ölbefeuerten Tunnelofen auf Kohlefeuerung um.

Die Nachfrage verlangte, dass man nun einige Wochen im Jahr ausschließlich weiße Klinker aus Westwälder Ton produzierte, die im Brand Temperaturen von 1200 °C benötigten. In der übrigen Zeit wurden weiterhin Dachziegel und Klinker aus eigenem Ton hergestellt und bei 1040 – 1060 °C gebrannt.

Die Arbeiter arbeiteten nach Akkord und erhielten bei guten Ergebnissen zusätzlich eine Prämie. Abends wurde gezählt, und täglich etwa 85.000 Klinker und 20 – 22.000 Dachziegel abgerechnet. Pro tausend Klinker erhielt ein Arbeiter 1,10 DM. Die Aussetzer wurden dagegen pro Wagen bezahlt. Verkauft wurden die Produkte durch werksangehörige Außendienstmitarbeiter und Vertriebsagenturen an Baustoffhändler im norddeutschen Raum. Im Jahr 1973 feierte die Firma das 50 jährige Jubiläum.

Vereinigte Ziegelwerke Coppengrave

Im Jahr 1977 verlangten die Banken wegen finanzieller Schwierigkeiten des *Hilstonwerks* in Hohe Warte den Zusammenschluss mit der *Tonindustrie Niedersachsen* zu einer Firma. .

Beide Firmen hatten vorher jeweils Dachziegel und Klinker hergestellt. Nun wurde am 1. 4. die gemeinsame Firma *Vereinigte Ziegelwerke* mit den drei Geschäftsführern Kollé, Schröder und Mävers gegründet. Das *Hilstonwerk* stellte fortan nur noch Klinker her, während die *Tonindustrie Niedersachsen* bei Dachziegeln blieb. Im Jahr 1982 wurde



Beim Aussetzen des Ofens



auch diese Firma insolvent, und musste im Dezember alle 160 Beschäftigten entlassen. Der Betriebsrat nahm diese Nachricht mit Verbitterung zur Kenntnis, da die Firmenleitung noch am 24.9. 1982 mitgeteilt hatte, dass „keine betriebsgefährdende Entwicklung“ zu erwarten sei. Mangels Masse konnte kein Konkursverfahren eröffnet werden, so dass das Unternehmen liquidiert werden musste.

Im Frühjahr 1983 wurden zwei neue Werke gegründet, das *Hilsklinkerwerk* und mit Hilfe der Familie Jacobi, die bereits ein Ziegelwerk in Bilshausen bei Duderstadt betrieb, die *Tonindustrie Niedersachsen-Jacono GmbH und Co.* mit dem Geschäftsführer Helmut Jacobi.

Etwa 100 Arbeitnehmer wurden - allerdings zu schlechteren Bedingungen - wieder eingestellt. Im Januar 1986 ging die Tonindustrie Niedersachsen mit 80 Beschäftigten in Konkurs, nachdem Löhne und Gehälter schon seit November 1985 nicht mehr gezahlt werden konnten. Viele vermuteten damals, dass die Firma Jacobi mit Übernahme des Werks von Anfang an vorhatte, einen Konkurrenten auszuschalten.

Ein vom Amtsgericht bestellter Vergleichsverwalter führte den Betrieb bis Januar 86 weiter. Die Arbeiter bekamen nur geringe Abfindungen.

Am 17. September 1986 wurde die Konkursmasse in der Siegfriedsklausen versteigert.

„Vom LötKolben über Büromöbel bis zu schweren Maschinen kam vor rund 160 Teilnehmern alles unter den Hammer, was nicht niet- und nagelfest war. Allerdings blieben die Angebote weit hinter den Erwartungen zurück und nur in wenigen Fällen wurden die Mindestgebote übertroffen.“ AZ vom 18.9.1986

Unter den Interessenten waren außer Bietern aus ganz Deutschland auch einige aus Holland, Belgien, Frankreich. Dass der frühere Geschäftsführer Helmut Jacobi fleißig mitbot, verärgerte die entlassenen Arbeiter

Weenzen

Im Jahr 1924 gab es in Weenzen eine Dampfziegelei, deren Spezialität die Anfertigung von extra leichten und porösen Hohlziegeln war.

Hohenbüchen

Außerdem gab es in Hohenbüchen die Ziegelei Menge, die zur Firma Benscheid/ Fagus in Alfeld gehörte.

Quellen:

Ludwig Böker „zur Geschichte der Töpferei in Duingen“, Duingen 1949

„50 Jahre Tonindustrie Niedersachsen Georg Gott KG Coppengrave“, 6. März 1973

Alfelder Zeitung vom 7.12.1985 und vom 18.9.1986

Mündlich:

Karl-Heinz Brauckmüller, Coppengrave, Karl-Heinz Bruder, Duingen, Werner Kachel, ehemaliger Geschäftsführer der IG Chemie-Papier-Keramik (heute IG BCE) in Alfeld

Bildnachweis:

1. Fritz Siever, Duingen

2. Hannelore Bartels

3. Hermann Nebeling, Duingen

4. Töpfermuseum Duingen

5. Grobe?

6. Stadtmuseum Alfeld, Foto Wilhelm Barner

7. Hainke

8. Hainke

9.?

10. Rudolf Klamt, Ummeln

11. Heinrich Grote, Duingen

12. Töpfermuseum Duingen

13. Hermann Albrecht, Duingen

14. Töpfermuseum

15.?

16. Egon Nöhre

17. Egon Nöhre

18. Töpfermuseum

19.

20

21.

22. Hartmut Kliem, Duingen

23.

24

25.

26. Töpfermuseum

27. Broschüre

28. Broschüre

29.

30.

31. Heinrich Grote, Duingen

32. Töpfermuseum

33. Chronik der Familie Waje, Duingen

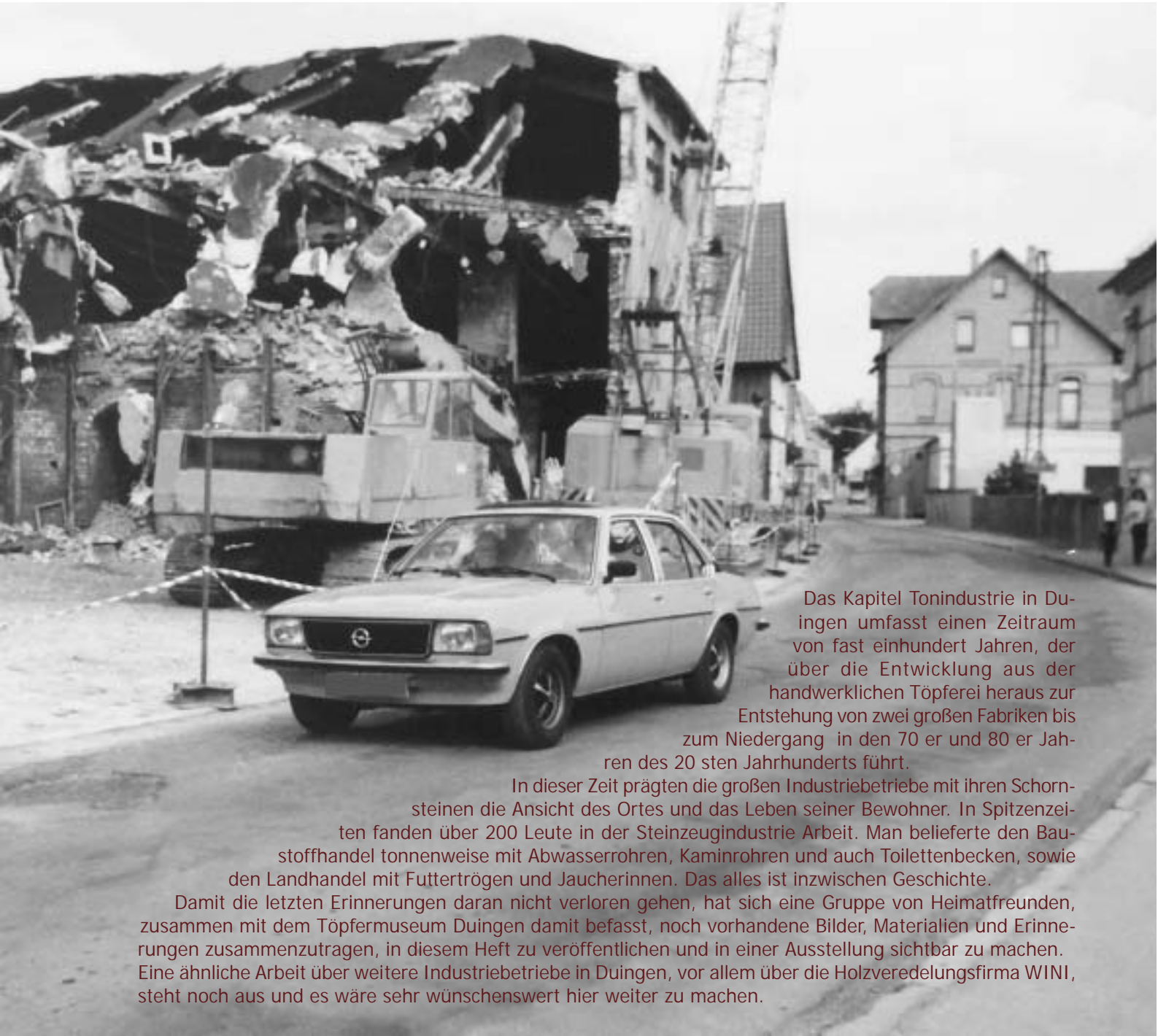
34, 35, 36. Karl-Heinz Brauckmüller, Coppengrave



Töpfermuseum Duingen

Töpferstraße 8 - 31089 Duingen
Tel.: 0170/7069219 oder
Stephanie Link Tel.: 05185/ 958919

Öffnungszeiten:
Mi. und So. 15 - 17 Uhr
und nach Vereinbarung



Das Kapitel Tonindustrie in Duingen umfasst einen Zeitraum von fast einhundert Jahren, der über die Entwicklung aus der handwerklichen Töpferei heraus zur Entstehung von zwei großen Fabriken bis zum Niedergang in den 70 er und 80 er Jahren des 20 sten Jahrhunderts führt.

In dieser Zeit prägten die großen Industriebetriebe mit ihren Schornsteinen die Ansicht des Ortes und das Leben seiner Bewohner. In Spitzenzeiten fanden über 200 Leute in der Steinzeugindustrie Arbeit. Man belieferte den Baustoffhandel tonnenweise mit Abwasserrohren, Kaminrohren und auch Toilettenbecken, sowie den Landhandel mit Futtertrögen und Jaucherinnen. Das alles ist inzwischen Geschichte.

Damit die letzten Erinnerungen daran nicht verloren gehen, hat sich eine Gruppe von Heimatfreunden, zusammen mit dem Töpfermuseum Duingen damit befasst, noch vorhandene Bilder, Materialien und Erinnerungen zusammenzutragen, in diesem Heft zu veröffentlichen und in einer Ausstellung sichtbar zu machen. Eine ähnliche Arbeit über weitere Industriebetriebe in Duingen, vor allem über die Holzveredlungsfirma WINI, steht noch aus und es wäre sehr wünschenswert hier weiter zu machen.

